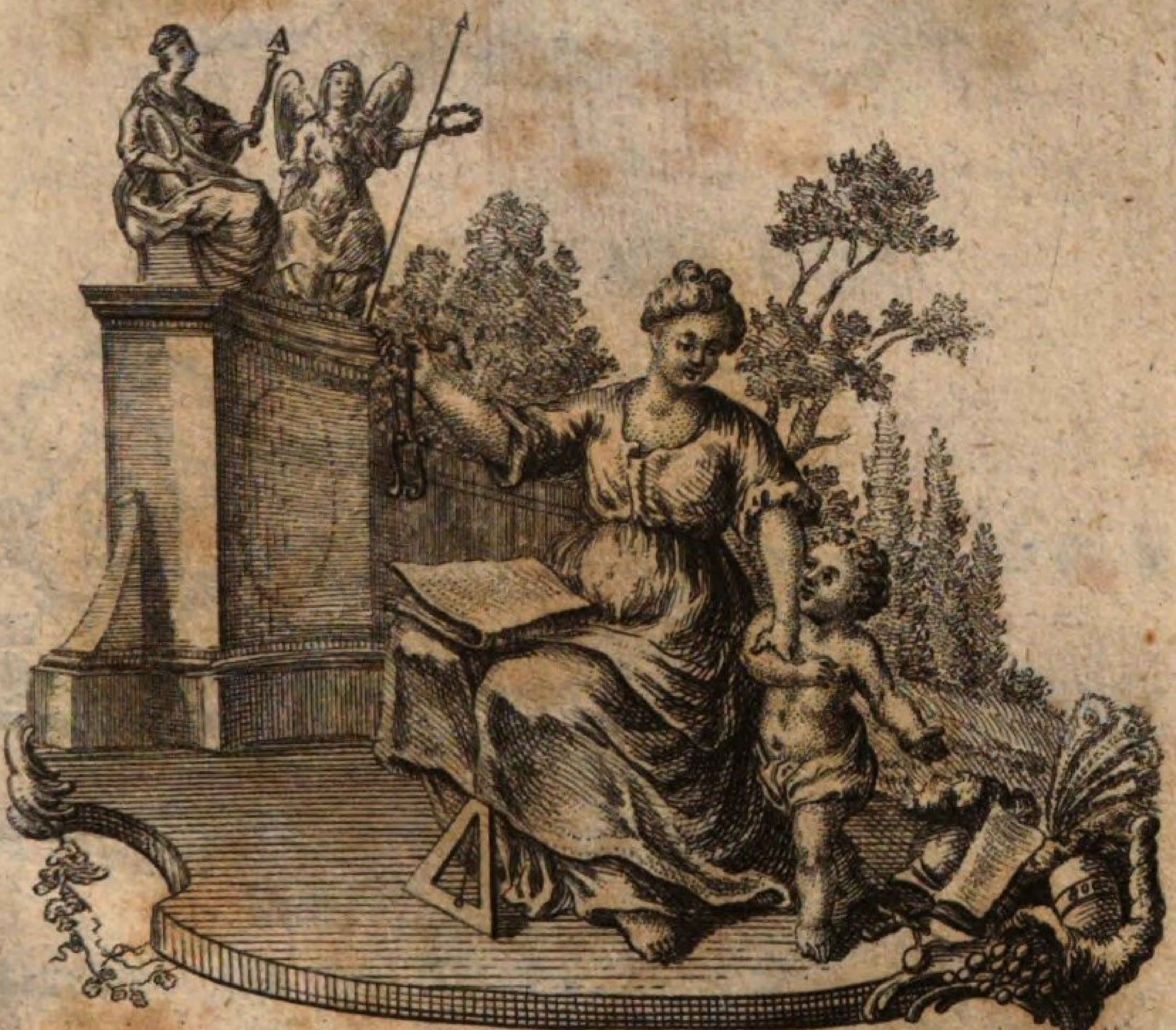
Sammlung
der
sämmtlichen
Schriften,
von Herrn
C. F. Gellert.

Zweyter Theil.

Wien,
gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern,
1765.

Lehrgedichte.



MDCCLXV.

Reichthum und Ehre.

Wie? leb ich darum nur, daß ich mich lebend kränke?
So ist mein Leben selbst das schrecklichste Geschenke.
So wünscht ich tausendmal, daß ich, von Einsicht leer,
Unedel, wie das Thier, nicht wüßte, daß ich wär.
Zufrieden will ich seyn, gesichert vor den Schmerzen;
Dieß wünscht und sucht mein Herz und mit ihm Aller Herzen.
Allein, wie still ich ihn, den Trieb, der mich besiegt?
O wär ich reich und groß: so wär ich wohl vergnügt,

Könnt ich im Ueberfluß die Güter mir gewähren,
Wovon mich iedes rührt, was würd ich mehr begehren?
Ja, Reichthum wünsch ich mir. Doch hab ich auch bedacht,
Ob das der Reichthum ist, wozu der Schein ihn macht?
Kann nicht, durch Wahn verführt, mein Herz für ihn entbrennen?
Ihr, die ihr ihn besitzt, lehrt seinen Werth mich kennen.
Cleant, der reichste Mann, wird der zufrieden seyn:
So ruh ich eher nicht, bis Schätze mich erfreun.
Ich geh ihm heimlich nach. Er zählt, und lacht im Zählen,
Und eilt, was er gezählt, in Schlössern zu verheelen.
Des Kastens Thüre knarrt, vor dem er schmachtend kniet.
Cleant erschrickt, springt auf und sieht sich um, und sieht
Die Kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das Bette,
Ob sich vielleicht der Dieb darinn verborgen hätte.
Er findet nichts und geht. Tiefsinnig geht er fort,
Mißträuisch kehrt er schnell nach dem verlaßnen Ort,
Und greift an iedes Schloß, und reißt, um zu erfahren,
Ob

Ob sie verschlossen sind, wie sie verschlossen waren.
Cleant! dich ruft dein Weib, der Tisch ist schon bereit.
Man bringt ein halbes Brod, er sieht es an, und schreyt:
Wie? gestern schnitt ichs auf und halb ists schon verzehret?
Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet.
Er ißt und schielt auf das, was er dem Weibe gab.
Es schmeckt der guten Frau. Dieß ist genug: Deckt ab!
Ein Mann, der mehr besitzt, als oft kein Prinz besessen,
Ißt sich nicht satt, und läßt sein Weib nicht satt sich essen?
Nichtswürdiger Cleant, du solltest glücklich seyn?
Du, deines Schatzes Knecht? Nein, er ist deine Pein.
Bestraf mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieser Erden,
Um ein Unseliger, um ein Cleant zu werden!
Ich eile vom Cleant zum glücklichern Lupin.
Er glänzt und alles glänzt in seinem Haus um ihn.
Er führt mich selbst herum. Mehr kann man nicht erblicken,
Mehr Kunst und mehr Geschmack, ersonnen zum Entzücken.

Hier herrscht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.
Was Künstlern witzig glückt, was Maler ewig macht,
Was feine Wollust heißt, dieß lachte mir entgegen,
Und nichts gebrach an dem, was Menschen wünschen mögen.
Wie glücklich, fieng ich an, wie glücklich sind Sie nicht!
Und eine Röthe stieg Lupinen ins Gesicht.
Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr, als dieß, begehren?
Ich glücklich? sprach Lupin, und schon entwischten Zähren,
Mein Sohn, ein Bösewicht, den ich nicht bessern kann,
Mein Weib, das mich nicht liebt = = = Ich unglückselger Mann!
Was hilft mir mein Pallast; was helfen Millionen?
Würd ich dieß Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.
  Alcest ist reich und jung, genießt, was er besitzt,
Und sorgt, man rühmts ihm nach, daß es auch Freunden nützt,
Kein Geiz, kein Weib, kein Sohn stört ihn in seinen Freuden,
Kein Neid; wie könnte man den, der gern giebt, beneiden?

Sein Haus ist eine Stadt und ieder Tag ein Fest.
Wenn niemand glücklich ist: so ists vielleicht Alcest.
Itzt zeigt mir ihn mein Freund. O welch ein blaß
Gesichte!
Wie kraftlos geht der Mann! Sind dieß des Fiebers Früchte?
Ja, siech zu seyn, dieß ist sein Unglück auf der
Welt:
Noch siecher machen ihn die Aerzte für sein Geld.
Ich kenn ihn, spricht mein Freund, die Nacht
ist seine Plage,
Und für die Qual der Nacht rächt sich Alcest bey
Tage.
Er suchet Freund und Welt, Zerstreuung, Spiel
und Scherz,
Doch weder Freund noch Lust dringt in sein mattes Herz.
Sein Tisch ist reich besetzt, sein Wein ist stets der
beste;
Doch beydes, Tisch und Wein, vergnügt nur seine
Gäste.
Alcest ist mißvergnügt und will es doch nicht seyn,
Er ißt, ihm eckelt schon; er trinkt, ihm schmeckt
kein Wein.
Doch setzt er denen zu, die bey der Tafel essen,
Und trinkt den Wein mit Zwang, nur um sich zu
vergessen.
Ach, sprach er einst zu mir, ich bin mir selbst verhaßt:

Mein Reichthum heißt mein Glück, und ist doch meine Last;
Was mich am Tag erfreut, quält schlaflos mich im Bette;
Siech bin ich; würd ichs seyn, wofern ich minder hätte?
Cleant, Lupin, Alcest, so fehlt, so reich ihr seyd,
Euch bey dem Ueberfluß doch die Zufriedenheit?
Und Tausend, die der Thor bey Schätzen glücklich preiset,
Beweisen tausendfach mir das, was ihr beweiset.
So brauch ich, um beglückt, nicht eben reich zu seyn?
Und zur Zufriedenheit nicht Pracht und Fülle? Nein.
Vernunft! so wehre doch den ungerechten Trieben,
Und nöthige mein Herz, die Schätze nicht zu lieben,
Die man mit Müh gewinnt, bald prassend sie verzehrt,
Bald geizig sie bewacht und bald mit Fluch vermehrt.
Wie schwer, wie mühsam ists, sich Schätze zu erwerben!
Soll ich sie dumm erfreyn und hinterlistig erben?
Soll ich durch Sklaverey vor Großen sie erflehn,
Und niederträchtig seyn, um mich bald reich zu sehn?
Soll ich sie, wie Serpil, durch Meineid mir erlügen,
Staat, Mindel und Altar und Gott darum betrügen?

Ver-

Verwünscht sey so ein Schatz! Verflucht sey der Gewinn,
Durch den ich reich, als Thor, reich als ein Räuber, bin!
Dieß, sprichst du, such ich nicht. Ich kenne beßre Güter.
Ist nicht der Ruhm das Ziel der feurigsten Gemüther?
Die Achtung vor der Welt, die sucht mein Herz allein.
Welch Glück, im Leben groß, im Tod unsterblich seyn!
Das thun, mit Beyfall thun, was wenig sich erkühnen!
Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;
Entweder etwas thun, das schreibenswürdig ist;
Wo nicht, selbst dieser seyn, den Welt und Nachwelt liest.
Wär ich die Lust des Volks, der Weisheit erste Zierde:
So würd ich glücklich seyn, beglückt durch Ruhmbegierde.
Mein ganzes Herz entbrennt, o Ruhm, allein für dich!
Dir weih ich meinen Fleiß, des Lebens Lust und mich.
Mein Nächster liegt und ruht, der träge Thor; er ruhe!

Ich wache diese Nacht, daß ich was Großes thue.
Mir winkt ein lieber Freund. Wie gern wär ich um
ihn!
Doch nein, mein rühmlich Werk = = Geht, sagts,
er soll mich fliehn.
Wie heiter lacht der Tag! Ich will = = = doch nein,
er lache!
Was heißt ein schöner Tag, wenn ich mich ewig
mache!
Wie matt bin ich durch Fleiß! = = Geht, langt mir
ein Glas Wein = =
Doch er erzeugt den Schlaf. Gut, Wasser gebt
herein.
Wie lange hab ich mich lebendig schon begraben!
Könnt ich dich, Doris, nicht zum edlern Umgang
haben?
In deinem treuen Arm schmeckt ich des Lebens Ruh.
Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm,
wie du?
Doch kann man, wenn man liebt, auch frey nach
Ehre streben?
O nein, die Liebe stört. Gut, ich will einsam le=
ben. = =
Viel Jahre sind vorbey. Wenn rühmt man
itzo? Mich.
Wer denkt am gründlichsten? Wer schreibt am
feinsten? Ich.
So warst du, seltnes Glück, denn mir allein be=
schieden?

Dir,

Dir, Ehre, seys gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.
Ich bin des Volkes Lust, der Klugen Augenmerk. - -
Allein, mein Ruhm wird alt. Er braucht ein neues Werk.
Auf, auf, Glückseliger! dein Feuer möcht erkalten,
Den Ruhm, den du ersiegt, den mußt du auch erhalten.
Auf! wag es noch einmal. Vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb und Wein; verläugne dich, und schreib.
Wahr ists, dein Körper sieht, dein Fleiß ist sein Verderben;
Doch besser, jung mit Ruhm, als alt unrühmlich sterben.
Nun liest die Welt von mir ein neues Meisterstück.
Sie liest, liests noch einmal, erstaunt, und wünscht mir Glück.
Nun ist mein Wunsch gestillt. Was könnt ich mehr begehren?
Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich nähren.
Wie viel empfind ich itzt! Wie viel - - doch wie mich deucht,
So seh ich einen noch, der mir Berühmten gleicht.
Nur einen? Nein, noch viel. Dieß kann ich nicht vertragen,
Nein, neben mir zu stehn, dieß muß sich keiner wagen.

Ich

Ich will ein Urbild seyn. Eh bin ich nicht vergnügt,
Bis jeden, der mir gleicht, mein größrer Geist besiegt.
Wie lange läßt du dich, o Thor, vom Ruhm beseelen!
Du siehsts, er quälet dich, und wird dich ewig quälen.
Wie bey des Fiebers Glut den Durst, der dich verzehrt,
Der oft genoßne Trank nie stillt und stets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für dich erfindet,
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.
Betrachte doch den Ruhm, vielleicht verlöscht die Glut.
Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, sprichst du, wenn eine Welt mich ehret,
Und, was sie von mir denkt, mich durch Bewundrung lehret?
O Freund, dieselbe Welt, die deinen Namen preist,
Hat oft in einem Tag ein Wandrer durchgereist.
Was prahlst du mit der Welt? Der kleinste Theil der Erden
War noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.

Der

Der Mann, von dem du denkst, daß er dich schätzt und liest,
Weiß wahrlich vielmal kaum, daß du gebohren bist;
Und der, auf dessen Gunst du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über dich und zählt dich zu den Thoren.
Doch der Bewundrer Zahl, die dich mit Ruhm erfreun,
Sey Millionen stark, wirst du drum glücklich seyn?
Wer sind die Willigen, die dich zum Wunder machten?
Ists meistens nicht ein Volk, das ich und du verachten?
Hat einer oder zween, wenn hundert dich genannt,
Zum Lobspruch gnug Geschmack, zum Richten gnug Verstand?
Sey stolz! Zehn lobten dich; allein von eben diesen
Ward, sey nicht länger stolz, bald drauf ein Geck gepriesen.
„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?„
Sie loben dich. Noch mehr, sie sind entzückt von dir.
An dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen,
Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen.
Fast jeder, der dich lobt, belohnt sich für den Dienst,

Und ist sich insgeheim, was du zu seyn ihm schienst.
Dein Kenner ist, wie du, hat göttlich schöne Gaben;
Doch auch, wie du, den Stolz, sie nur allein zu
haben.
Viel rühmen dich. Warum? Aus Ueberzeugung? Nein.
Man lehrt durch Höflichkeit dich wieder höflich seyn.
Warum hat dich Crispin so vielmal schon erhoben?
Er wird dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
Der Redner rühmet dich; nicht, weil dus würdig
bist,
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.
Hier spricht ein Tisch von dir. Wie? schätzen dich
die Blöden?
O nein, sie wollten itzt nicht mehr vom Wetter
reden.
Sarkast lobt heute dich; warum? dächtst du das
wohl?
Damit sein künftger Spott mehr Eindruck machen soll.
Gesetzt, daß Tausend sich im Ernst für dich erklären,
Gesetzt, dein Ruhm ist groß, wie lange wird er
währen?
Ein Herz, das diesen Tag bey deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bey deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich satt, dich immer hoch zu
achten.

Und hört schon denen zu, die dich zu stürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl jeder Tadelsucht?
Ist nicht des andern Neid selbst deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.
Man hört den Spötter an, und liebt ihn noch dazu;
Denn daß du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh.
So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen,
Und um ein solches Gut willst du dich glücklich preisen?
Du sammelst, was dich flieht, mit Müh und Zittern ein,
Und wenn dus endlich hast: so ist es noch nicht dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh man es besessen,
Dann auch, wenn mans besitzt, des Lebens Ruh vergessen?
Erfahrung und Vernunft, o steht uns beyde bey!
Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz, frey.
Nicht Ruhm noch Ueberfluß kann unsre Wünsche stillen:
Von beyden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was beydes unserm Geist gab, und zu geben schien,

Rührt seine Fläche nur, und dringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, solls mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig seyn, und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; ihr habts und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in eurer Seele leer.
Und dieser leere Theil für wen ist er beschieden?
O Tugend! giebst denn du vielleicht dem Herzen Frieden?
Ja, Mensch, erwirb dir sie: so wirst du ruhig seyn.
Sey weise, lieber Freund, schränk die Begierden ein.
Wahr ists, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, das du geniessen willst.
Was suchst du viel? O lern, was du nicht brauchest, meiden,
Und was du hast, genieß. Die Welt ist reich an Freuden:
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.

Gönn

Gönn jedem gern sein Glück, lern vortheilhaft empfinden,
Und in der andern Glück ein Theil von deinem finden.
Dem warf die Schickung viel, dir aber wenig zu.
Ist jener glücklicher, der reicher ist, als du?
Du denkst's und lügest dir. Steig glücklich auf die Thronen,
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,
Und sehn, daß jener dort, den eine Hütt umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bey dem Quell, als du beym Weine, fühlet.
Entbehrt er eine Lust, die dir der Reichthum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was dich als Reichen kränkt.
Such solche Freuden auf, die still dein Herz beseelen,
Und wenn du sie gefühlt, dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst du, ob dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?

Dein

Dein Freund, dein Weib, dein Haus sind Welt
genug für dich.
Such sie durch Sorgfalt dir, durch Liebe, zu verbinden;
Und du wirst Ehr und Ruh in ihrer Liebe finden.
Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
Auch in der Dunkelheit giebts göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter sieht in dir stets deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn du edel willst, dir mit geheimer Ruh.
Du streitest wider dich; kaum ist der Sieg gelungen:
So krönt sein Beyfall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst du dich an der Welt, an Lieb und Freundschaft freun,
Gern öffnet er dein Herz, und läßt die Freuden ein;
Er schärfet dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug entgegen.
Wohin du gehst, geht auch sein stiller Beyfall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur dein Fuß betritt.

Du schleichst durchs bunte Thal, streifst durch die grüne Heyde,
Und was du siehst, ist Lust, und was du fühlst, ist Freude.
Dein Aug erweitert sich, und mit ihm selbst dein Geist;
Siehst, wie der stolze Baum Gott, seinen Schöpfer, preist,
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saate ihn verehren,
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demuth steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehsts und wirst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche,
Dir weht der sanfte West, dir rauschen frohe Bäche,
Dir singt der Vögel Chor, dir springt zufriednes Wild,
Und alles ist für dich mit Wollust angefüllt;
Und du, an Unschuld reich, und sicher im Gewissen,
Triffst da viel Freuden an, wo Tausend sie vermissen.

Frey

Frey von des Neides Pein, frey von des Geizes Last,
Strebst du nach wenigem, und hast mehr, als du hast,
Siehst stets auf deine Pflicht, oft auf dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der dirs gegeben.
Du siehst durch dessen Hand, der war, eh du gedacht,
Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
Den Plan zum Glück des Wurms, der itzt vor dir verschwindet,
Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet,
In deines Freundes Arm, an deiner Gattinn Brust,
Wird oft ein kleines Glück für dich die größte Lust.
Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So ists doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörst, daß dich dein Feind zu lästern sich erkühnt.
Es schmerzt, doch Trost genug, du hast es nicht verdient.
Ein Unfall raubt dein Gut, ein Räuber hats entführet.
Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret.

Du fühlst ein ander Weh; du fühlst der Krankheit Pein;
Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu seyn.
Dir raubt der Tod dein Weib, den Freund, den einzgen Erben.
Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren werth zu sterben.
So sey dein liebstes Gut ein frommes weises Herz.
Dieß mehre deine Lust, dieß mindre deinen Schmerz:
Dieß sey dein Stolz, dein Schatz, dein höchstes Ziel auf Erden.
Sonst alles, nur nicht dieß, kann dir entrissen werden.
Zu wissen, es sey dein, zu fühlen, daß dus hast,
Dieß Glück erkaufst du nicht um aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeck noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.

Der Christ.

Mensch, der du Christen schmähst, was ist in ihrer Lehre,
Das der Vernunft kein Ruhm, noch Gottes würdig wäre?
Verdient sie deinen Haß, verdient sie deinen Spott?
Zeig uns ein besser Glück, und einen bessern Gott,
Als uns die Schrift gezeigt. Komm, zeig uns schönre Pflichten,
Mehr Antrieb, sie dem Gott der Menschen zu entrichten,
Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,
Mehr Trost, wenn sein Gericht der Richter in uns hält,
Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finstre Zweifel quälen,
Mehr Edelmuth im Glück, in Noth mehr Ruh der Seelen.
Bring eine Lehre vor, die besser für uns wacht,
Uns weiser, ruhiger und tugendhafter macht:
Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott betrachten,
Ihr Wort für Menschenwort und deins für Gottes achten.
Bring diese Lehre vor; wo nicht, so sey ein Christ,

Wenn

Wenn du, wie du dich rühmst, ein Freund der
Wahrheit bist.
Sonst fürcht ich, daß dein Herz, sein Laster zu
verehren,
Den Gott nicht kennen will, den seine Boten leh-
ren.
Auf, Dichtkunst! ehre den, den stolz der Frey-
geist schilt,
Und zu des Christen Ruhm entwirf des Christen
Bild.
Ist er der Weise nicht, der nach der Wahrheit
strebet?
Durch sie erleuchtet, denkt, durch sie gebessert,
lebet?
Er ehret die Vernunft, und das, was ihr ge-
bricht,
Ersetzt in seinem Geist ein göttlich heller Licht,
Er ists, der von dem Wahn die Wahrheit unter-
scheidet,
Und frey vom Vorurtheil, und von dem Stolz
entkleidet,
Die engen Grenzen kennt, die ein Verstand ermißt,
Dem Gott oft Dunkelheit, der Mensch ein Räth-
sel ist.
Er nimmt die Weisheit auf, mit der Gott un-
terrichtet;
Und dessen Ausspruch ists, der seine Zweifel schlich-
tet,

Der ihm das Licht ertheilt, die Nebel zu zerstreun,
Den Muth, Trotz allem Wahn, der Wahrheit treu zu seyn,
Des Irrthums Tyranney und die bewährten Lügen
Des Lasters, das sie schützt, durch Glauben zu besiegen.
Er kennet sich und Gott; sein Wort wird ihm Verstand,
So hat kein Sokrates, kein Plato, Gott gekannt.
Durch dich, so spricht der Christ, bin ich, o Gott! vorhanden.
Die Himmel und ihr Heer sind durch dein Wort entstanden;
Denn, wenn du sprichst, geschichts, wenn du gebeutst, stehts da.
Mit Allmacht bist du mir und auch mit Güte nah.
Du bist der Gott der Kraft; dich preise Erd und Meere,
Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.
Dich bet ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem Herrn.
Du hörst der Menschen Flehn und du errettest gern.
Und wenn ich deiner Hilf, o Gott! gewürdigt werde,
Was frag ich außer dir nach Himmel und nach Erde?

Im

Im Himmel donnerst du, und Schrecken füllt das
Land;
Noch fürcht ich nichts, denn du hältst mich bey
deiner Hand.
Wenn ich die Himmel seh, die du, Herr, ausge-
breitet,
Der Sonne Majestät, den Mond, den du bereitet,
Was ist der Mensch, o Gott! daß seiner du ge-
denkst?
Unzählich ist das Gut, das du ihm täglich schenkst.
Als Schaafe läßt du uns auf grünen Auen wei-
den,
Stärkst uns mit Speis und Trank, füllst unser
Herz mit Freuden.
Du sahst mich, eh der Grund der Welt geleget
war;
Zogst mich aus Mutterleib, und eh sie mich gebar,
Wogst du mein Glück mit ab, und Leiden, die mich
üben;
Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geschrie-
ben.
Du bist der Frommen Schutz, und bist der Müden
Ruh,
Ein Gott, der gern verzeiht; wo ist ein Gott,
wie du?
Wem soll ich sonst vertraun, als dir, du Gott
der Götter?
Wen ehren, als nur dich, mein Schutz und mein
Erretter;

Wie süß ist dein Befehl! gib mir dein Herz, mein Sohn,
Und liebe mich; ich bin dein Schild und großer Lohn!
Herr! dein Gebot ist Heil und deine Wahrheit Leben.
Wie könnt ich einem Gott der Liebe widerstreben?
Umsonst lockt mich das Glück, indem das Laster blüht;
Könnt ich ein Sünder seyn, da mich dein Auge sieht?
Auch im Verborgnen nicht soll ihm der Sieg gelingen:
Denn du wirst aller Werk einst vor Gerichte bringen.
Umsonst reizt mich die Lust, vom Fleisch und Blut versüßt;
Ich weiß es, daß mein Leib ein Tempel Gottes ist.
Sollt ich der Menschen Ruhm stolz zu erringen trachten?
Nein, Herr! wenn du mich ehrst, mag mich der Mensch verachten.
Ist es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weih?
Um Reichthum ließ ich Gott? Geiz ist Abgötterey!
Sollt ich durch Schmähungen des Nächsten Ruhm verderben? Wer

Wer seinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht
erben.
Verläugnen sollt ich dich, wenn die Tyrannen
drohn?
Du bist der Fürsten Herr, sprich! und sie fallen
schon.
Verläugnen sollt ich dich, wenn Spötter deiner
spotten?
Dich, Heiland! bet ich an; du eilst, sie auszu-
rotten.
Dein Kreuz ist Thorheit nur dem, der verloren
geht;
Uns, die der Glaube stärkt, ists Heil und Ma-
jestät.
Darf sich ein Mensch vor Gott, gerecht zu seyn,
erkühnen?
Und wer, als Gottes Sohn, konnt uns mit Gott
versühnen?
Ist beydes nicht gleich groß, der Welt ein Schöp-
fer seyn,
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreyn,
Wer kann die Majestät der Lieb und Großmuth
fassen?
Als Sohn des Ewigen der Gottheit Thron ver-
lassen,
Sich selbst erniedrigen, einher in Demuth gehn,
Der Wahrheit Herold seyn und sich verspottet
sehn,

Die Wunder Gottes thun, und, an das Kreuz
geschlagen,
Mit himmlischer Geduld des Menschen Schulden
tragen,
Um der zu seyn, der ihm ein ewigs Heil erwirbt?
Das Herz ist göttlich groß, der selst für Feinde
stirbt!
Erschrickt nicht die Vernunft? Ja! denn sie soll
erschrecken.
Zu schwach, der Gottheit Rath vom Menschen
zu entdecken.
Bet ich der Liebe Macht, die ich nicht fassen kann,
Gott ist kein Mensch, wie ich, in tiefster Demuth
an.
Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir ge-
währen,
Des Gott Messias Lieb im Schauen mir erklären.
Unendlich ist mein Heil. O Glaube, der erfreut!
Gelobet sey der Herr, gelobt in Ewigkeit!
So spricht, und glaubt der Christ. Lern mehr
sein Herz noch kennen,
Du wirst, sein Feind zu seyn, dir länger nicht
vergönnen.
Ist seine Lehr ein Werk, das den Verstand nur
übt?
Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz, dem
Herzen giebt?

Nein,

Nein, edler wird sein Herz. Die Lüste zu besiegen,
Die, wider die Vernunft, sein Glück und deins bekriegen,
Dieß ist sein göttlich Amt. Nicht siegt er durch die Kraft,
Die bald der Eigennutz und bald der Stolz erschafft.
Nicht, als vor Menschen nur, die nach den Augen richten,
Nein, selber als vor Gott, erfüllt er seine Pflichten.
Die Strenge seiner Pflicht, die dir so traurig scheint,
Macht ihn zum Freudigsten. Er weiß, Gott ist sein Freund.
Ja, streng ist seine Pflicht und schwer sind seine Werke;
Doch ein unendlich Glück, wie viel ertheilt dieß Stärke?
Der Christ fühlt dieses Glück. Heil und Unsterblichkeit
Glaubt er, von Gott belebt, und überwindet weit;
Ist dieß kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?
Mit dir sich gern erfreut, sich gern mit dir betrübet?

Der Christ erblickt dein Gut; kein Neid empö-
ret ihn;
Ihn heißt sein eignes Glück für dein Glück sich
bemühn.
Und wenn du elend bist, wie gütig wird er eilen,
Von dem, was Gott ihm gab, dir hülfreich mit-
zutheilen!
Nicht dienet dir der Christ, groß vor der Welt
zu seyn,
Und sich verehrt zu sehn. Nein, Menschen zu er-
freun,
Dieß ist sein Gottesdienst; und unbemerkt von
ihnen,
Wird er mit Hülfe hier und dort mit Rathe dienen.
Nicht treibt ihn erst dein Dank zu reicher Wohl-
that an;
Nein, was er Brüdern thut, das hat er Gott
gethan.
Ein Trunk, mit dem sein Dienst dem Durstigen
begegnet;
Ein Blick voll Trost, mit dem sein Herz den
Müden segnet;
Ein Rath, mit dem er dich in deinem Kummer
stärkt,
Nichts, weiß er, ist so klein, das nicht der
Herr bemerkt.
Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten;

So

So eilt sein sanfter Muth, der Brüder Zwist zu
schlichten.
Er wird der Unschuld Schutz; ihr Leiden ist sein
Schmerz;
Und ist sein Schutz zu schwach: arbeitet doch sein
Herz.
Er hilft den Dürftigen die Mittel gern ersinnen,
Durch Fleiß ihr eigen Brod in Ruhe zu gewinnen;
Er legt durch Sparsamkeit, zu zarter Waysen
Glück,
Die seine Hand erzieht, den Ueberfluß zurück;
Und er erspart das Gut, das Stolz und Pracht
verzehren,
Den Kranken zu erfreun, die Wittwe zu ernäh-
ren.
Noch stärker nimmt sein Herz an deiner Tugend
Theil.
Sein Beyspiel lehret dich; und einer Seele Heil
Ist ihm das größte Glück. Dir mangeln gute
Sitten;
Er giebt dir Unterricht, und stärket ihn durch Bit-
ten.
Er sieht ein redlich Herz, das durch des Freygeists
Spott
Im Glauben wanken will; er siehts, und wird
sein Gott.
Er sieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg
der Tugend;

Er eilt, als wärs sein Sohn, und rettet seine
Jugend.
Oft sagt er, wenn du fehlst, es dir aus Demuth
nicht;
Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner
Pflicht.
Sey groß, nicht aber fromm! er wird dein Herz
verachten.
Sey klein und fromm! er wird nach deiner Liebe
trachten,
Wenn kränkt sein reiner Mund aus Schmähsucht
deine Ruh?
Er rühmet dein Verdienst, deckt deine Fehler zu,
Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf
der Deinen
Ein Lästrer schänden will, für deinen Ruhm den
seinen.
Er ist der wahre Freund. Sein Herz, in sich er-
freut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.
Von Lüsten nicht beherrscht, fühlt er mit offnem
Triebe.
Der Freundschaft heiligs Glück; und seine Seel
ist Liebe.
Er ehrt mich, wie sich selbst, und liebt mich treu,
wie sich;
Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau
ich mich,

Mein

Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück zu bauen.
Wer Gott vor Augen hat, wie sollt ich dem nicht trauen?
Nur ists allein der Christ, der keine Rache sucht,
Den liebt, der ihn verfolgt, den segnet, der ihm flucht.
Er bleibt sich gleich, denkt groß: Laß meinen Feind mich schelten!
Die Rach ist mein, spricht Gott, und ich, ich will vergelten.
Beleidigt handelt er noch als ein Menschenfreund.
Sein Feind ist ohne Brod; er speiset seinen Feind.
Sein Feind geht bloß einher; der Christ erblickt sein Leiden,
Großmüthig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
Doch wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edelmuth?
Räch ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,
Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?
Mein Muth sucht deinen Fall . . Dieß ist der Muth der Thiere!
Thor, ruft mir die Vernunft, ist denn das Leben dein?

Kämpf sieghaft, fäll den Feind; wirst du kein
Mörder seyn?
Kein Feind des Vaterlands, den seine Rächer
suchen,
Und kein Rebell vor Gott, dem alle Himmel
fluchen?
Doch rächt mein Arm sich nicht: so wird mein
Nam ein Spott;
Die Welt = = Ist denn die Welt mehr als ein star-
ker Gott?
Und ist der Christ kein Held, der dir den Kampf
versaget,
Und doch fürs Vaterland sein Blut mit Freuden
waget?
Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl min-
der scheun,
Als der, der herzhaft glaubt; ich werd unsterb-
lich seyn?
Wird, in der Hand des Herrn, ihn die Gefahr
erschüttern?
Nein; doch wer Gott nicht scheut, der muß vor
allem zittern.
Geh itzt dem Christen nach, und folg ihm in
sein Haus.
Verehret und geliebt, theilt er hier Freuden aus,
Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu
nähren,
Durch kluge Sparsamkeit des Fleißes Frucht zu
mehren.

Sein Weib, sein würdigs Weib, erleichtert ihm die Müh,
Lohnt ihn mit Zärtlichkeit, und er empfindet sie.
Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen,
Und in dem ihrigen seins noch einmal zu finden.
Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,
Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verstand,
Wächst sein gesittet Kind und er schmeckt Heil und Leben,
Dem Himmel und der Welt ein würdigs Glied zu geben.

Klug ohne Hinterlist, streng ohne Bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er straft, noch sanft, wenn er gebeut,
Regiert der Christ sein Haus; und göttliche Gesetze
Sind seines Wandels Licht und seines Hauses Schätze.
Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
Giebt gern ihm seinen Lohn, und ehrt in seinem Knecht
Ein göttliches Geschöpf, das, gleich den Herrn der Erden,
Hier lebt um tugendhaft und glücklich einst zu werden.

Er

Er ist des Knechtes Fürst; doch niemals sein Tyrann.
Er straft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann;
Hält ihn von Lastern ab, vermindert ihm das Leiden,
Belohnet seine Treu, und sorgt für seine Freuden.
Wie treu gehorcht er dir, du, seines Landes Fürst?
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirst.
Der Gott, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,
Den stützt er durch sein Gut und schützt ihn durch sein Leben.
Mißbrauche die Gewalt; er trotzt ihr nicht; er sieht,
Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majestät.
Gebeut ihm, was du willst, nur nichts, was Gott verboten;
Dann widersetzt er sich, wenn alle Fürsten drohten.
Der Christ, ist der ein Freund der blöden Schüchternheit,
Die vor den Menschen flieht und die Gesellschaft scheut?
Nein, Freund, er wird mit Lust und ruhigem Gewissen
Das Glück, ein Mensch zu seyn, des Umgangs Glück, geniessen.

Gott

Gott schuff ihn nicht zur Quaal. Lad ihn zun
Freuden ein:
Er scherzt mit seinem Witz, lacht heitrer bey dem
Wein,
Freut sich des Saytenspiels; und Lieb in deinen
Blicken,
Und Freud auf deiner Stirn, wird seine Seel
entzücken.
Dieß, daß er Freude schmeckt und mäßig sie ge-
nießt,
Ist selbst der Wohlthat Dank, den er Gott schul-
dig ist;
Und heut erquickt er sich, um Morgen seine Pflich-
ten;
Als Bürger und als Christ, gestärkter zu ent-
richten.
In dem Vergnügen selbst wird er sich ein Gesetz.
Doch ist dein Umgang nichts, als ein beredt Ge-
schwätz,
Nichts als ein leer Gewerb vornehmer Eitelkeiten,
Nichts, als der Witz, den Ruhm der andern zu
bestreiten:
Ist nichts, als Schmeicheley, nichts als der Geist
der Pracht,
Des Balles und des Spiels, der so beredt dich
macht;
So wird er seine Zeit ungern bey dir verschwen-
den.

Er ist zu klug, um sie nicht edler anzuwenden.
Nennst du dieß Lebensart, sich aus Geselligkeit
Den Taumel wilder Lust, das Glück der Trunkenheit,
Den Kützel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:
So ist der Christ kein Mann von Lebensart zu nennen.
Wie ruhig ist der Christ, wenn sich der Unchrist quält!
Ihm gnügt bey wenigem, wenn diesem alles fehlt:
Erringt er sich in Müh ein elend Glück durch Ränke?
Ists Niederträchtigkeit, sinds fesselnde Geschenke,
Wodurch er sich die Gunst des Mächtigern erschleicht?
Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht,
Und durch Verstand beschützt; nicht durstig nach den Ehren,
Die deinen Rang, mit ihm die Knechtschaft auch vermehren;
Dem Amte, das er ziert, und seiner Pflicht getreu,
Lebt er von mancher Quaal, die dich verfolget, frey,
Die Last des Uebermuths, in der sich Stolze quälen,
Die Müh, mit der sich selbst die Geizigen bestehlen,
Die Pein, die sich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,

Der Fluch, den vor der Welt der Hasser sich erhaßt,
Der Schmerz, mit dem der Neid sein feindlichs Herz verzehret,
Das Gift, das früh den Lenz des Wohllüstlings verheret,
Der Schimpf, mit dem bestraft, dort ein Verschwender irrt,
Der Haß, der endlich noch des Lästrers Rächer wird;
Dieß alles, und was sonst die Laster büssend tragen,
Sind, tugendhafter Christ! dir unbekannte Plagen,
Und hier kannst du dich schon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend seyn,
Und dann wirst du sein Herz in seiner Größ erblicken;
Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.
Das Feuer frißt sein Gut, der Hagel seine Saat;
Kränkt dieß den Christen nicht? Es kränkt ihn; doch der Rath
Der Vorsicht wird sein Trost. Wenn hier der Unchrist tobet,
So spricht der Christ: Gott gabs; Gott nahms; Er sey gelobet!
Ihn drückt der Armuth Last, sein Leben ist nur Müh;
Er fühlt die Dürftigkeit, und still erträgt er sie.
Der, der die Lilien so majestätisch kleidet,
Den Hirsch zur Quelle führt, das Schaf in Auen weidet,

Den jungen Raben speist, sorgt der für Menschen nicht?
Er sorgt; ich hoff auf ihn. Geduld ist meine Pflicht.
Verleumder schmähen ihn. Es schmerzt; doch ein Gewissen,
Das uns mit Beyfall lohnt, hilft diesen Schmerz versüssen.
Der Feind, den er genährt, raubt ihm sein Eigenthum;
Doch wer das Unrecht trägt, um Gutes, das ist Ruhm.
Der Tod der Seinigen schlägt seine Ruhe nieder;
Er weint, und tröstet sich: Bald seh ich dort sie wieder.
Sein Glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,
Bekennt er treu den Herrn, der theuer ihn erlöst,
Und spricht, vom schwersten Schlag des Arms des Herrn getroffen:
Wenn du mich tödten wolltst, werd ich auf dich doch hoffen!
So siegt der Christ im Kreuz und findt im Elend Ruh.
Doch du, des Christen Tod, wie feyerlich bist du!
Bestürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.
Er hörts, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände,
So ist, Allmächtiger! denn meine Hülfe nah?

Du rufst, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja
Sey dir, der seine Hand stets über mich gebreitet
Dir, Gott! der bis ans Grab mich wunderbar begleitet!
Wie oft vergaß mein Herz sein Heil und seine Pflicht!
Doch giengst du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich dir sterbend bringe.
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Frolockend bet ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele schauen.
Du bist die Lieb, o Gott! und Gnade für und für
Mein Geist wird selig seyn; denn ihn befehl ich dir.
Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,
Unsterblich, Engeln gleich, werd ich dich schaun und leben.
Und du, mein bester Freund, der sich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu seyn, leb wohl! „ Er sprichts, und stirbt!
Ist dieß des Christen Bild, das Herz, die Pflicht des Christen,
Was lästerst du, sein Feind? Ists Thorheit, frey von Lüsten,

Gott.

Gottselig und gerecht, und treu und mäßig seyn?
Sich der vollbrachten Pflicht und seines Lebens freun?
Gesundheit, Ehr und Ruh, und Glück, zu schätzen wissen?
Wer soll denn sonst das Glück, dein Freund zu seyn, geniessen?
Der Mann, der keinen Gott und keinen Himmel glaubt,
Kein Recht und Unrecht kennt, sich, was er will, erlaubt,
Dir Ehre, Ruh und Glück und selbst dein Weib entwendet,
Des Sohnes Herz verführt, und deine Töchter schändet?
Doch, sprichst du, werden auch viel solcher Christen seyn,
Wie sie dein Lied besingt? Wahr ists, die Zahl ist klein;
Doch was beschwerst du dich? An statt dich zu beschwern,
Daß ihrer wenig sind, so hilf die Zahl vermehren.
Nein, sprichst du, die Vernunft ist mir ein heller Licht:
Ihr folg ich. Folg ihr nur, sie hintergeht dich nicht.
Sprich sie bedachtsam an, die Wahrheit dir zu zeigen;
Doch laß das Vorurtheil, laß deine Lüste schweigen.

Dann

Dann höre, was sie spricht; sie wird dir laut gestehn,
Ein menschlichs Werk zu seyn, sey stets die Schrift zu schön.
Entblößt von deinem Stolz, wag dich in ihre Tiefen,
Prüf alles. Wer verwirft ein Werk, ohn es zu prüfen?
Frag sie: was ist der Mensch? Was soll er auf der Welt?
Er ist der Allmacht Werk, die liebreich ihn erhält.
Unsterblich ist sein Geist, und soll zu Seligkeiten,
In dieser Welt der Müh, durch Tugend sich bereiten.
Antwortet die Vernunft, wenn sie der Weise fragt,
So göttlich, als das Wort, dem dein Verstand entsagt?
Frag sie, woher es kömmt, wenn Gott die Welt regieret,
Daß oft die Tugend seufzt, das Laster triumphiret?
Frag die Vernunft. Sie schweigt. Frag die Religion.
In jener Welt, spricht sie, vertheilt Gott Straf und Lohn.
Du spottest stolz der Schrift, nennst sie den Witz der Blöden.
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden;
Spricht einer so gewiß, mit so viel Kraft und Licht,
So zuversichtlich schön, als ein Apostel spricht?

Des Witzes Fürst, Homer, singt seiner Gottheit Rechte.
Wer ist sein Zevs? Ein Gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,
Ich bin zu stolz, sein Freund, und auch er selbst, zu seyn.
Doch welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?
Warum verkündigen den Gott nicht die Homere?
Das Volk des Heidenthums, verführt vom blinden Wahn,
Ruft hier ein Thier, als Gott, dort Pflanzen betend an;
Giebt erst durch seine Kunst dem Klotze Haupt und Glieder,
Und fällt dann vor dem Gott, den es gezimmert, nieder;
Erhebt das Laster selbst, das es mit Scheu begeht,
Zum Gott, um dessen Schutz das Blut der Opfer fleht;
Warum entrissen die, die sich in Weisheit übten,
Und einen bessern Gott und beßre Sitten liebten,
Warum entrissen sie, Gott und der Tugend treu,
Das Volk dem Laster nicht, nicht der Abgötterey?
Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Jüden?

Sie

Sie reden; und ihr Wort såt Weisheit aus und
Frieden.
Thut Buße! sprechen sie, dieß ists, was Gott ge-
beut.
Entblößt von Wissenschaft, fern von Beredtsamkeit,
Tritt ein Apostel auf, und kůndiget den Lůsten
Den Krieg gottselig an; und Heiden werden Chri-
sten.
Man wiedersetzt sich ihm. Der Weise schmåht das
Wort.
Bestrafet und beschimpft stößt man den Lehrer fort.
Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm be-
gegnet?
Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er
segnet;
Redt freudig vor dem Volk, und muthig vor dem
Thron,
Und redt in Banden noch das Wort von Gottes
Sohn;
Und seine Lehre siegt. Schon stůrzen die Altåre,
Von Hoheit, Ehr und Glůck, von der Gewalt der
Heere,
Dem Arm des Vorurtheils, des Lasters und der
List,
Vergebens unterstůtzt. Der Heide wird ein Christ.
Er glaubt, bezwingt sein Herz, bezwingt des Lasters
Måchte:

Und Sklaven wilder Lust sind plötzlich Gottes
Knechte.
Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach
und Spott.
Verläugnet euern Herrn; nein! unser Herr ist Gott.
Man wütet, und umsonst! der Christ erträgt die
Leiden,
Und in des Henkers Arm die Quaal des Tods mit
Freuden.
Die Lehre Jesu siegt. Hat Gott sie nicht geschützt,
Sie nicht durch Kraft und Geist, durch Wunder
unterstützt:
So mußt du dieß, daß sie hat Beyfall finden können,
Und daß sie sich erhielt, der Wunder Wunder nen-
nen.
Du siehst viel Zweifel. Gut! Siehst du nicht
auch viel Licht?
Wenn du Beweise siehst; dann ist der Glaube Pflicht.
Der Wahrheit heimlich feind, sinnreich in eiteln
Fragen,
Hängst du dem Zweifel nach, und magst ihm nicht
entsagen.
Prüf die Religion; doch denk auch, was du bist,
Daß dein Verstand umschränkt und Gott unend-
lich ist.
Thu ihren Willen treu; dann wirst du inne werden,
Sie sey des Himmels Geist und nicht der Witz der
Erden.

Der Stolz.

Der du zu deiner Ruh dein Nichts so gern vergißt,
Und desto mehr dich dünkst, je weniger du bist,
Mensch! was erzeugt dein Stolz, mit dem dein Herz sich nähret,
Nur dein Verdienst dir rühmt und Beßrer Werth entehret?
An andern hassest du des Stolzes Eitelkeit,
Und sclavisch machst du ihn zum Herrn, der dir gebeut.
Wie, sprichst du, mir den Stolz, dieß Laster vorzurücken?
Wenn zeig ich ihn? Sehr oft. Er redt aus deinen Blicken,
Er pralt in deinem Gang, gebeut aus deinem Ton;
Oft ist dein Kleid und oft des Dieners Kleid sein Thron;
Der Titel, der dich bläht, der Name deiner Väter,
Der dich so oft entzückt, wird dein und sein Verräther.
Was ists, wodurch der Stolz dich nicht zu fesseln weiß?
Stand, Schönheit, Glück und Ruhm, Witz, Tugend, Kunst und Fleiß,
Das, was wir hoch mit Recht, und oft mit Unrecht, schätzen,

Dieß alles beut er auf, sich fest in dir zu setzen;
Und hast du kein Verdienst: so täuscht er dich durch Schein,
Läßt, was du niemals warst, dich in Gedanken seyn;
Und was du endlich hast, dieß sind vollkommne Gaben,
Und heimlich wirst du sie blos dir zu danken haben.
So, sprichst du, soll ich blind der Güter Werth verschmähn,
Nicht wissen, was ich bin, was ich vermag, nicht sehn,
Den Vorzug, der mich schmückt, vor vielen schmückt, nicht kennen,
Mir den Genuß des Glücks, und meiner selbst, nicht gönnen?
Mein Stolz ist ein Gefühl von meinem eignen Werth;
Wenn hab ich mehr zu seyn, als ich verdient, begehrt?
Kann ich in mir das Amt der Wahrheit wohl verwalten,
Und minder von mir selbst, als sich gebühret, halten?
O Freund, wer bist du denn? Ich seh aus deiner Pracht,
Dich hat der Ueberfluß: der Reichthum stolz gemacht.
Berechtigt dich ein Gut, das aus des Vaters Kisten

In

In deine Hände fiel, dich königlich zu brüsten?
Ist jener, der durch Fleiß der Dürftigkeit entflohn,
Nicht würdiger, als du bey deiner Million?
Ist dieses ein Verdienst, viel Ueberfluß besitzen?
Verstehst du denn die Kunst, den Reichthum schön zu nützen,
Der Andern Glück zu seyn? Wozu gebrauchst du ihn?
Des Volks Bewunderung durch Pracht auf dich zu ziehn,
In Kutschen dich zu blähn, in Scklössern stolz zu wohnen,
Der Schmeichler Knecht zu seyn, und Narren zu belohnen;
Deswegen bist du stolz?
So recht! versetzt Crispin,
Er hat den Schatz ererbt; doch ich erwarb mir ihn.
Mir hat der Fleiß mein Gut, ihm hats das Glück bescheret;
Durch Witz hab ichs erreicht, durch Sparsamkeit vermehret.
Ich treibe keine Pracht, kein Hochmuth nimmt mich ein:
Doch ists nicht ein Verdienst, mit Ehren reich zu seyn?
Und darf ich dieß Verdienst nicht an mir selbst bemerken?
So gründlich weis Crispin sich in dem Stolz zu stärken.
Sein Gut, durch stumme List und tückischen Verstand

Den Armen abgedrückt, und Freunden oft entwandt,
Den Fürsten und dem Staat durch Gleißnerey entrissen,
Dieß nennt er sein Verdienst, und trotzt auf sein Gewissen.
Doch, sey auch kein Crispin, sey reich durch bessern Fleiß!
Entstund dein Ueberfluß, dein Glück, auf dein Geheiß?
Wer gab zu deiner Kunst die Fähigkeit und Kräfte?
Wodurch gelungen dir so glückliche Geschäffte?
Warst du der Herr der Zeit, die günstig dir erschien?
Des Zufalls, der mehr Glück, als Andern, dir verliehn?
Sind jene Redlichen, die sich im Mangel grämen,
Nicht diese, die durch Fleiß und Kunst dich oft beschämen?
Allein ich streite dir den größten Fleiß nicht ab,
Was schaffst du mit dem Gut, das Fleiß und Kunst dir gab?
„Ich unterhalte die, die gern sich nähren wollen,
„Ich baue = = „Baust du blos, daß andre leben sollen?
„Ich sorge für mein Haus, und laß ihm einst mein Glück„
Ich ließ ihm, wär ich du, gern weniger zurück,

Und

Und würde, mir das Wohl der Meinen zu verpfänden,
Auf ihre Zucht, ihr Herz, weit mehr, als du, verwenden.
Du glaubst, du thust sehr viel; doch kenntest du die Pflicht
Des Reichthums und dich selbst: so glaubtest du dieß nicht.
Doch jener, dessen Geist dem Stande sich entrissen,
Den, ihrem Throne nah, die Fürsten günstig küssen;
Er, den die Weisheit hob und in der Höhe schützt,
Er, der sich selbst verzehrt, indem er Ländern nützt;
Er winkt, so flieht die Schaar des Hofes ihm entgegen,
Dem dräut sein Blick den Fluch, und jenem lacht er Segen;
Hat er, der Fürsten Freund, den jeder Tag mehr preist,
Und dessen Glanz zu sehn, der Fremde kostbar reist;
Er, dessen Namen schon ins Ohr entfernter Zeiten
Die Sänger des Apolls mit ewgem Laut verbreiten;
Hat er, den alles schätzt, und sein Verdienst ihn lehrt,
Nicht recht zu seinem Stolz, mit dem er sich verehrt?
O hätt er Muth genug, die Schmeichler zu verachten,

Dreist in sein Herz zu gehn und streng es zu betrachten,
Entkleidet von dem Schein, was Schein ist, zu verschmähn,
Wie wird er so beschämt auf seine Größe sehn!
Was ist die Weisheit denn, durch die sein Geist gestiegen?
Oft nur die Wissenschaft, den Fürsten zu vergnügen,
Durch Scenen stolzer Lust ihn glücklich zu zerstreun,
Und, um sich groß zu sehn, des Fürsten Knecht zu seyn.
Was ist die Wachsamkeit, die seine Hochheit schützet?
Den, welcher mehr Verstand, mehr Witz, als er, besitzet,
Dem Weisheit und Natur ein edler Herz verliehn,
Den Augen seines Herrn sorgfältig zu entziehn.
Was ist der Edelmuth, mit dem er Andern dienet?
Ists Tugend, daß er sich, dein Schutz zu seyn, erkühnet?
Bewegt ihn dein Verdienst, wenn er die Bittschrift (liest,
Mehr, als die Kunst, mit der ein Narr den Saum ihm küßt?
Er hilft mir, weil mein Flehn sein weichlichs Herz beschweret?
Und meine Demuth ists, die ihn die Großmuth lehret.
Was ist des Großen Fleiß, von dem er stündlich spricht?

Wem dient er? Meistens sich und selten seiner
Pflicht.
Was treibt ihn feurig an, das Schwerste zu voll-
führen?
Sein Amt? Nein, mehr die Furcht, sein Amt
nicht zu verlieren.
O, spricht er bey sich selbst: Gesegnet sey mein
Rath!
Gesegnet sey mein Fleiß! denn beydes hält den
Staat;
Und wenn er dieß sich sagt, spricht oft das Land
indessen:
Verflucht sey doch die Kunst, den Unterthan zu
pressen!
„Geschieht nicht, was geschieht, im ganzen
Staat durch mich?
„Wer übersieht ihn mehr, wer kennt ihn mehr,
als ich?„
Stirb, und vor deiner Gruft, wird sich der Staat
beschweren,
Du habst ihn nur gekannt, um tief ihn zu ver-
heeren.
Hat jener, der sein Haus im Dunkeln treu regiert,
Ihm Fleiß und Tugend läßt, nicht mehr, als du,
vollführt?
Ihn ehret die Vernunft, und gegen seine Größe
Ist deine Hochheit Schwulst, und dein Verdienst
nur Blöße.

Am Stolz dem Großen Gleich, und stolzer oft, als er,
Tritt, der die Demuth lehrt, der Weise, dort einher,
Zeigt uns auf seiner Stirn, dem menschlichen Geschlechte,
Der künftgen Welt zum Dienst, verwachte finstre Nächte.
Wer, denkt er, trieb die Kunst so hoch, als ich sie trieb?
Wer schrieb am gründlichsten, seitdem man Bücher schrieb?
Ein Licht, aus meinem Geist hellstralend ausgeflossen,
Hat endlich den Verstand der Menschen aufgeschlossen.
Nun irrt kein Sterblicher, wofern er mich versteht,
Er lese, was ich schrieb. Sind so viel Alphabet
Voll Weisheit, hell erklärt, und kettenweis bewiesen,
Jahr aus, Jahr ein, gedruckt, und monatlich gepriesen,
Sind diese nicht geschickt, die Wahrheit zu erhöhn?
Nein, ehe glaubt ich selbst, mein Ruhm könnt untergehn.
O glaub es, stolzer Mann, wer wird dich künftig lesen?

Die Welt verlöre nichts, wärst gu gleich nicht gewesen.
Ja, denkt ein Damon hier, der stolze Mann ist klein;
In meiner Wissenschaft, da glückt es, groß zu seyn.
Ist nicht mein kostbar Werk der Schmuck in Büchersälen?
Sagts nicht, wie viel ich weiß, wie oft die Andern fehlen?
Führ einen Kenner an, ders nicht für göttlich hält?
Ja, Damon, doch dieß Werk, was nützt es denn der Welt?
Hast du durch deinen Dienst sie dir so sehr verpflichtet,
Als jener, der sein Dorf zur Tugend unterrichtet?
Doch dein Verdienst sey mehr, als ein gelehrter Ruf.
Sey selbst der größte Geist, den die Natur erschuf;
In dir sey Wissenschaft, Geschmack und Witz verbunden;
Hab überdacht, geprüft, und habe selbst erfunden;
Sey mit der Welt genau, die vor dir war, bekannt;
Sprich stets Beredsamkeit, sprich göttlichen Verstand;

Erforsche die Natur auf dem geheimsten Gleise;
Schreib ganze Schulen klug; und Nationen weise;
Und habe denn das Ziel des größten Ruhms erreicht,
Das itzt dir keiner gleich, und künftig keiner gleicht;
Noch hast du wenig Recht, Geringre zu verachten,
Und als den Würdigsten mit Stolz dich zu betrachten.
Der Geist, mit dem du dich so vieles Ruhms erkühnt,
Woher bekamst du ihn; was hat ihn dir verdient?
Sprach, eh du aus dem Nichts, als Mensch gebildet, giengest,
Schon ein Verdienst für dich, daß du so viel empfiengest?
Daß jene weise Hand dir mehr, als uns verleiht,
Giebt dir kein Recht zum Stolz, nein, zur Erkenntlichkeit.
Der Fleiß, den du verehrst, ist dieser Fleiß dein eigen?
Wer gab dir Muth und Lust, so glücklich ihn zu zeigen?
Geburt und Unterricht, der Lehrer und der Freund,
Das Beyspiel und das Glück, und was sich sonst vereint,
Den Trieb nach Wissenschaft und deinen Fleiß zu mehren,

Weß

Weß sind sie? Wag es nur, und zieh von deinen Ehren
Gerecht den Antheil ab, den jedes fodern kann,
Was hätte, sonder sie, dein großer Fleiß gethan?
Du hast weit mehr gewirkt, als Tausend nicht verrichten,
Wahr ists; doch hattest du nicht auch weit größre Pflichten?
Gehört zur edlen That Erfolg und Umfang blos?
Der Quell, aus dem sie fließt, macht unsre Handlung groß.
Verschwende deinen Fleiß in Schaaren großer Thaten,
Ihr Nutzen greif um sich, und segne ganze Staaten;
Allein, was war der Grund von deiner edlen Müh?
Der Menschen Glück? Sprach dieß in deiner Brust für sie?
Belebte deinen Fleiß, beseelte deine Triebe
Der heilge Ruf der Pflicht, der Geist der Menschenliebe?
Wie? oder war dein Ruhm, der Geist der Eitelkeit,
Dein Glück der Gott, dem du den ewgen Fleiß geweiht?
Oft nur für unsern Ruhm erringen wir uns Stärke,

Und auf unedlem Grund erbaun wird edle Werke.
So füllt die Lilie wohlriechend ihr Gebiet,
Die doch den Nahrungssaft aus faulem Staube zieht:
So wird die Fruchtbarkeit, mit der die Saat sich hebet,
Und unsre Scheuern füllt, doch erst vom Schlamm belebet.
Die hellsten Tugenden sind diese Tugend nur?
Wie oft erzwinget sie der Hochmuth der Natur!
Er macht sie scheinbar nach, und weiß durch Kunst bescheiden,
In Demuth, Höflichkeit und Güte sich zu kleiden.
Sieh jenen Gütigen, Stolz ists, der ihn erweicht;
Ich seh es aus der Hand, die mir die Gutthat reicht.
Nimm, sagt er durch die Art, mit der er sie beweget,
Das, was ein Niedriger, wie du, zu schätzen pfleget.
Du hast dich itzt mit Recht, mich anzusiehn, erkühnt;
Nützt nicht mein Ueberfluß auch dem, ders nicht verdient?
Was ist der fromme Wunsch, womit Alceſt uns segnet?

Stolz, den der Gruß beseelt, mit dem wir ihm
begegnet.
Sieh jenen Höflichen; mit welcher Freundlichkeit
Bemerkt er unsern Wunsch! Er schenkt uns seine
Zeit,
Schleicht sich in unser Herz, und sucht', und lernt
in allen,
Der Künste schwerste Kunst, jedwedem zu gefal-
len.
Sich selber ist er nichts, und alles sind wir ihm;
Doch seine Höflichkeit ist stolzer Ungestüm,
Und ein Befehl für uns, ihn doppelt hoch zu ach-
ten,
Weil er so gütig war, nicht laut uns zu verach-
ten.
Sieh die Bescheidne dort. Ihr Gang, ihr Blick,
ihr Ton
Ist Demuth; lobe sie, und sie erröthet schon.
Sie giebt der Schönheit Ruhm erschrocken dir zu-
rücke,
Und widerlegt ihn noch durch lobenswerthe Bli-
cke,
Verringert ihren Werth, der sich dein Lob ge-
wann,
Damit sie dir beweist, wie schön sie denken kann,
Und wird zuletzt vor dir der Demuth Thränen
weinen,
Aus Stolz, was Göttlichers, als andre sind,
zu scheinen. Man

Man eifert auf den Stolz, nennt seinen Eifer Pflicht,
Und unser Eifer selbst ist Stolz, der aus uns spricht.
Man schreibt ein sinnreich Werk, dieß Laster zu vertreiben,
Und wird aus Stolz geschickt, schön wieder ihn zu schreiben
Man rühmt des Weisen Ruh, rühmt die Gelassenheit,
Mit der er sich beschützt, wenn ihm der Unfall dräut;
Und oft ist diese Ruh geheimer Trotz der Seelen,
Der spricht: Giengs nach Verdienst, so würde nichts mir fehlen.
Man rühmt des Helden Muth, der, wenn das Schwert der Schlacht
Itzt Legionen frißt, ihn unerschüttert macht;
Oft ist sein Muth nur Stolz. Er denkt, für meine Waffen,
Mich zu vertheidigen, sind diese nur geschaffen.
Doch herrscht der Uebermuth in Hohen nur allein?
Nein, selber das Gebiet der Niedrigsten ist sein.
Der arme Landmann sieht des Aermern reichre Garben;
Er sollte, denkt sein Stolz, er wohl, doch ich nicht, darben.

So sieht des Bettlers Noth ein Bettler ungerührt:
Mir Würdigern, denkt er, mir hätte viel gebührt.
So schließt des Künstlers Stolz aus seiner Tracht von Seide,
Wie viel er besser ist, als der im wollnen Kleide.
O Mensch vertreibe doch den Glanz des falschen Lichts.
Warum verbirgst du dir mit so viel Kunst dein Nichts?
Was ist des Menschen Ruhm, des Klugen wahre Größe?
Die Kenntniß seiner selbst, die Kenntniß seiner Blöße.
Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen spricht:
So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;
So wenig ich empfieng, will ichs mit Dank besitzen,
Mich seiner täglich freun, und unverdient es nützen.
Und ist dein Ohr, o Freund, vor dieser Stimme taub:
So schleiche tiefgebückt, und krümme dich im Staub,
Und predige das Nichts der äußerlichen Ehren;
Du wirst den gröbsten Stolz auch noch im Staub ernähren.

Der

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne
hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben.
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben;
Dieß laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn.
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten.
Hier geb ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten
seyn.
Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauer-
knaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?

Und

Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krieg so gern Mandate
liest,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann, seinen Orden.
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zu zuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der
gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn?
„ Ich fodre dreyßig Thaler. „ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,

So

So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, verschwenden.

* * *

Hat dieß sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir so gar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gülden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?

Was

Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwan dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr ihr seyd verliebt gewesen?
Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.
Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen seyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein.
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich bey meinem hohen Stand,
Dank seys der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.
Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen,
Ich schäme mich der süssen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen,

Und that, als wollte michs verdriessen,
Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fuhrmann an, gleich wird sichs offenbaren
Wer unter Euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt,
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren:
Kommt, Kinder kommt, damit wirs sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in Londen kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste,
Den künftgen Tag, die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen
seyn.
Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann.
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen.
„Allein acht Groschen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich
sehen.
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worinn der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik beweisen, daß Hanns
Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,

Gesetzt,

Gesetzt, dieß könnte möglich seyn:
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein?„
Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu Johann! itzt wird es neune schlagen.
Halb Londen saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

* * *

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Tittelblatt,
Das den Betrug schon bey sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren;
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;

Sein

Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Stu-
diren;
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunst zu conversi-
ren,
Er lehrt dich, ohne Müh sinnreich poetisiren;
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rüh-
ren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie? sprach der Alte, ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann
zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man sie noch im Arm getragen,

Hab ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?
Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn.

Alcest.

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beyzustehn;
So viel in Londen ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in des Jünglings Jahren,
Wagts, seine Freyheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich vor Valeren.
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treusten Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.
Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?

Bezah-

Bezahlet mich dein Vater nicht:
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.
Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füssen.
O Gott, was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht.
Laßt mich an seiner Statt verschliessen.
Ich weiche nicht von Euern Füssen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht.
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein;
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam seyn:

So habe sie und meinen ganzen Segen,
Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;
Und o wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber giengen sie, der Jüngling mit der Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie . . . doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket,
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quæstor abgeschicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen,

Von Korn ein ganzes Jahr, ein ganzes Jahr ernährt. = =
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quæstor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er sich von seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Minen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,
Ja, ja, er ists; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz = = Vielleicht aus Afrika?
Versetzt ein andrer hurtig wieder,
Hier zitterten dem Quæstor alle Glieder.
„ Nein, aus Sicilien komm ich als Quæstor wieder „
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

* *
*

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst;

Von Tausenden, die dich nach deiner Meynung kennen.
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern fodern kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er fein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philind, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reitz und Glück,
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach

Ach Amyant, du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.
Ich weiß, daß dich Geschäffte halten;
Doch = = Schweig! fiel Amyant ihm ein.
Geschäffte kann ich stets verwalten,
Allein nicht stets dir nützlich seyn.
Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um Londen an,
Ach, sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben:
Und Morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!
Gut, fieng er an, du hast geschworen.

Ich glaube dirs. Geh fort. Ich wünsche dir viel Glück.
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
Ach, sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand, ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch = = welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück,
Erlaß mir das, was ich beschworen.
Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren,
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

* * *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant,
„ Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„ Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren.
„ Bedenke die verfluchte List,
„ Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist,
„ Man will dir deine Frau entführen.
„ In dieser Nacht noch, solls geschehn,

„ Un=

„ Unglücklicher! was willst du machen?
„ Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„ Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„ Und ich will augenblicklich gehn,
„ Den Garten und den Hof verschliessen.
Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
So laß die Thüren offen stehn.

* * *

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön?
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich seyn?
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt itzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beystand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.

Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden,
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?
Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstger Augenblick;
Allein bitt um Verstand, dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O und Ach,
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,

Und, was noch schlimmer war, meist von sich
selber sprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.

Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen,
Ich wett, er ist ein Narr, und weiß nicht, was
er will.
Das dächt ich nicht, zischt er ihm wieder in die
Ohren;
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathene Sohn.

Ein Vater war wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts thörichtes, nichts kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?

Der Vater und des Vaters Brüder,
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat.
Und dieß war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, Trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.
Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johan blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen;
„Nehmt Euren Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?

Er

Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beyden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverey,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beyder Gegenstand.
Als Sklavinn lebte sie bey einem Herrn mit ihnen.
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen;
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.
Ich lieb euch, sprach sie oft, und einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben.
Vergleicht euch, und alsdenn will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beyde stets zu schwer;
Denn jeder liebte sich bey diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,

Und die er schon gehofft, dem Andern lassen
sollte.
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst
überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen
hätte.
So blieb in langer Zeit, des Ausgangs un-
gewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Quaal feindselger Trie-
be,
Die Quaal der Eifersucht, der Redlichkeit, und
Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander
sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend mach-
ten, an;
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu
vergiessen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wis-
sen.
Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem
Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlich-
keit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen si-
tzen,

Wird

Wird ihre Liebe Wuth, Zuschwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und ieder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Blos, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.
Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen Glauben,

Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben,
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben.
Nur den verlaßt. „Nein, den verlaß ich nicht.„
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„ Nein, dieß ist wider ihre Pflicht.
„ Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„ Und alle Fürsten sind es nicht.
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unverzagt,
In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.
Thor! rief der Prinz, wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?
„ So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
„ Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
„ Und meiner würden in dem Heere
„ Gewiß noch viele Tausend seyn.
„ Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!

Rhyn=

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu den Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und lies ihm die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landverrätherey
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und Morgen eilt sein Todestag herbey.
Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füssen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll;

Doch

Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Thrä-
nen schiessen,
Das Ach, das ihn mitleidig machen soll;
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer,
Verschämte Muse, sags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!
Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung spricht aus beyden.
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befreyn?
„ Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
„ Vergeß ich nicht noch heute meine Pflichten:
„ So wirst du morgen nicht mehr seyn.
„ Willst du die Schande mir verzeihn:
„ Nun so gebeut „ ‥ . Sie zittert, mehr zu
sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„ Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
„ Ach liebstes Weib, ich bin zu schwach!

„ Befreyst du mich durch deine Schmach:
„ So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„ Und doch : : O Gott! was soll ich nun erdulden?

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Auge sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleich'n Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber fängt er lächelnd an,
Itzt kannst du deinen lieben Mann
Nach deinem Wunsch aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschliessen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füssen.

Sie steht erstarrt; kein Ach erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl dich itzt mein Flehn erweichen.

Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt = = Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein.
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.
Doch ists genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt: der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dieß Weib? spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läßt gleich den Bischoff kommen
Und wohnt der Trauung selber bey.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle deine Vermögen.

Er thuts. Sieh Lucia, fieng drauf der Herzog
an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen
Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Anhang.

An den Herrn Grafen Hanns Moritz von Brühl; bey seinem vierzehnten Geburtstage.

O Graf, vom Himmel bestimmt, den Jahren, welche noch kommen,
Ein Beyspiel seltner Verdienste zu seyn!
Am Tage deiner Geburt bitt ich zum Schöpfer der Menschen
Um noch mehr Seelen, der deinigen gleich.
Am Tage deiner Geburt bitt ich mit freudigen Thränen,
Mit Thränen, welche die Liebe mich lehrt;

Er-

Erfüll die Hoffnung der Welt, und sey in ieglichem Alter
Durch neue Tugenden nützlich und groß.
Ja, Graf, ich weiß gewiß, du wirst die Hoffnung erfüllen,
Die deine Jugend verehrungswerth macht.
Nie herscht ein kleinerer Wunsch in deiner rühmlichen Seele.
Als Menschen glücklich und weise zu sehn.
Du wirst, begabet mit Macht, sie nur zum Wohlthun gebrauchen,
Und unverblendet vom Glanze des Glücks,
Noch gütig, wenn du gebeutst, noch liebreich, wenn du bestrafst,
Noch groß seyn, wenn du die Bitte versagst.
Bey allem Beyfall der Welt, und bey der Liebe der Fürsten,
Wird der Gedanke dir niemals entfliehn,
Daß das vollkommenste Glück in einem reinen Gewissen,
Die wahre Hoheit im Herzen besteht.
Kein Mensch ist edel und frey, der den Begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem Schöpfer nicht dient;
Er sey das Wunder der Welt, er sey der König der Helden,
Stets ist er ohne die Tugend ein Knecht:

Dich wird in Zukunft ein Volk, das Volk der
Schmeichler belagern,
Die Pest der großen und glücklichen Welt;
Doch, stolz auf wahres Verdienst, wirst du den
Lobspruch verachten,
Den dir der Richter im Herzen versagt.
Von edler Absicht erfüllt, wird dich die Mühe
nicht quälen,
Zu scheinen, was man doch wirklich nicht ist.
Von edler Absicht erfüllt, wirst du dir immer
fort ähnlich
Und auch in kleinen noch liebenswerth seyn.
Der Ruhm, der Beyfall der Welt, ist der Ver-
dienste Gefährte;
Doch heimlich folget die Eifersucht nach.
Wie wirst du, glücklicher Graf, einst diese Fein-
dinn besiegen?
Durch Güte, wie sie dein Onkel besiegt.
Auf, Graf, bereichre dich itzt, itzt in dem Len-
ze der Jahre,
Mit allen Schätzen der Weisheit und Kunst.
Dein Rang, dein heller Verstand, dein edel-
fühlendes Herze,
Wie viel verspricht es der hoffenden Welt!
Dieß, in den Jahren des Kinds schon reifer den-
kender Jüngling,
Dieß bittet dich dein Verehrer und Freund.

Mein

Mein Lob ermuntere dein Herz, denn wenn sie keins verdienen,
So lob ich selber die Könige nicht.

An
Herrn
Johann Andreas Cramer;
bey seiner
Verbindung.

O Freund, welch angenehm Gesichte,
Rührt meinen Geist, indem ich dichte;
Dein künftig Schicksal zeigt sich mir.
Ich sehe sich in lange Zeiten
Dein Leben und Verdienst verbreiten,
Und Glück und Tugend folgen dir.
Dich seh ich an Charlottens Seite
Nach vielen Jahren noch, wie heute,
Als Mann und Freund vergnügt mit ihr,
Und immer dich, bey treuen Küssen,
Vertraulich und empfindungsvoll,
Das Glück der Zärtlichkeit geniessen,
Von der nur wenig Herzen wissen,
Die nur ein Cramer singen soll.
So wie sich deine Jahre mehren,
Mehrt dein Verdienst sich um die Welt.

Stets

Stets seh ich dich Geschmack und Tugend lehren,
Und beydes, wenn du schreibst, gefällt.
Dein Geist stürzt bald den Aberglauben,
Und bald das Laster von dem Thron,
Und rettet uns, was schlaue Spötter rauben,
Das Größte, die Religion.
Dann merkt die Welt auf deine Gaben;
Und wenn sie sie nicht recht erkennt:
So scheut sie doch den Schimpf, den nicht belohnt zu haben,
Den man des Lohnes würdig nennt.
Sie schmücket dich mit neuen Ehren;*
Und du, erkenntlich gegen sie,
Entzückst sie, bald mit heilgen Chören,
Bald durch die Pracht der Homilie.
Allein noch eine schönre Scene
Nimmt mich in deinem Leben ein,
Da liebe Töchter, liebe Söhne,
Des edlen Vaters Herz erfreun.
Gesucht und oft umringt von ihnen,
Fühlst du die zärtlichste Gewalt;
Dieß redt mit Küssen, dieß mit Minen,
Wenn jenes dir entgegen lallt;
Du aber überläßt dich ihnen.
Da seh ich dich recht menschlich schön, Da

(*) Der Herr Oberhofprediger Cramer war damal noch Pastor in dem Dorfe Crellwitz.

Da seh ich Cramern, wie Racinen, *
In einem Kreis mit Kindern spielend gehn:
Charlotte kömmt, und von Charlotten,
Läßt du dich gern der Kinderspiele spotten,
Und küssend giebt sie dir den Lohn;
Da streichelt dich, indem sie küßte,
Als ob er auch mit lieben müßte,
Auf ihrem Arm der zarte Sohn.
So ruhst du oft vom Fleiße schwerer Werke,
Und bist nur Vater für dein Haus;
Prüfst liebreich deiner Kinder Stärke,
Und bildest ihre Herzen aus,
Und freust dich, wenn der Sohn erscheinet,
Der jung schon dich und deine Freunde liest,
Bey einer schönen Stelle weinet,
Und heimlich eifersüchtig ist,
Daß noch von ihm die Welt nichts liest.
Ja, lieber Cramer, wahre Freuden,
Ich weiß es, wahre warten dein.
Und wär es gnug, es wieder zu bereun:
So würd ich gleich um eine dich beneiden.

Auf

(*) Der jüngre Racine in dem Leben seines Vaters : = = = En présence même d'étrangers, il osoit être Pére: il étoit de tous nos jeux : je me souviens des processions dans lesquelles mes sœurs étoient le Clergé, j'étois le Curè, & l' Auteur d'Athalie chantant avec nous, portoit la croix. Mémoires sur la vie de Jean Racine, p. 6.

Auf
Herrn Willens Tod.

Du, dem ein weiser Gebrauch der Jugend, welcher dich schmückte,
Das Ziel der glücklichsten Greise verhieß:
Der, würden Jahre verdient, sie durch sein Herze verdiente,
O Wille! Redliche weinen um dich!
Du stirbst, von Freunden beklagt, die mit unrühmlichen Thränen
Noch nie die Gabe des Mitleids entehrt.
Sie haben niemals geweint, als vor dem Grabe der Edlen,
Und von dem Reize der Tugend bewegt.
Aus allen klaget Ein Herz. So klagen zärtliche Brüder
Des jüngsten rühmlichen Bruders Verlust;
Sie sehn ihn blühend im Sarg; und rufen ängstlich: Ach Bruder!
Und Thränen reden das Uebrige fort.
Du stirbst, von Freunden verehrt, die selbst den Größten nicht ehren,
Wenn ohne Tugend der Purpur ihn schmückt.
O Wille! seliger Freund! in welcher glücklichen Gegend,
In welchem Himmel frohlocket dein Geist?

Entrücket in das Gebiet der viele tausendmal tausend,
Die sich in heiliger Wollust erfreun,
Wenn eine Seele noch mehr, gleich ihnen, glücklich geworden,
Wie viel, o Seliger, fühlest du da!
Dein Geist, der Unschuld geweiht, fand schon im sterblichen Leibe,
Schon hier in Freundschaft und Liebe sein Glück;
Und nun, vom Fleische getrennt, sieht er im göttlichen Lichte
Den Reiz der Tugend, und kennet sie ganz.
Er findt die Stimme bewährt, die hier im Herzen ihm sagte:
„ Sey weis und gütig! Gott schuff dich dazu.
„ Du lebst, mit Freyheit begabt, hier in dem Lande der Prüfung,
„ Und Ewigkeiten erwarten dich dort.
Er findt die Stimme bewährt, jauchzt himmlisch, daß er ihr folgte,
Da jauchzen Schaaren der Himmel mit ihm;
Er kömmt, geleitet durch sie, zum Thron des göttlichen Mittlers,
Fällt dreymal nieder, und betet ihn an.
Hier, hier verliert sich sein Blick im Glanz der Herrlichkeit Gottes;
Der Liebe Wunder eröffnen sich ihm.

So steht ein Jüngling erstaunt, dem, blind vom
Leibe der Mutter,
Der Arzt die Binde vom Angesicht zieht.
Er sieht die Wunder der Welt mit starren Augen
und zittert.
Wo bin ich? ruft er, und zittert noch mehr.
Er sah die Sonne noch nicht; doch nun verläßt
sie die Wolke,
Und unbeweglich bewundert er sie.
O Freund, glückseliger Freund, wir segnen dei-
ne Gebeine,
Und ehren ewig dein liebendes Herz.
Dich liebe, wer dich gekannt; dein Beyspiel lehre
den Jüngling,
Damit er lebe, zu sterben, wie du!
Vor deinem Grabe sitz einst der Freunde künftige
Nachwelt,
Und er, der Liebling des guten Geschmacks,
Bestreu mit Rosen dein Grab und sag aus deinen
Gedichten
Die schönsten Stellen den Fühlenden vor!

Verzeichniß
der hierinne befindlichen Gedichte.

Lehrgedichte.

Reichthum und Ehre. S. 7
Der Christ. 26
Der Stolz. 51

Erzählungen.

Der Informator. 66
Elmire und Selinde, 68
Hanns Nord. (Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden. 71
Der alte Dichter und der junge Kriticus. 73
Alceſt. S. Elite de Bons Mots, Tom. II. p. 47 74
Der gehoffte Ruhm. S. Die Rede des Cicero für den Plancius. 76
Der Freundschaftsdienst. 78
Der großmüthige Räuber. 79
Dorant. 80
Der Arme und das Glück 81
Der Schwätzer. 82
Der ungerathne Sohn. 83
Die beyden Schwarzen. S. den Spectator; Vol. III. n. 215. 85
Der fromme General. 87
Rhynsolt und Lucia. S. den Spectator, Vol. VII. n. 491. 89

Anhang.

An den Herrn Grafen Hanns Moritz von Brühl, bey seinem vierzehnten Geburtstage. 93
An Herrn Johann Andreas Cramer; bey seiner Verbindung. 96
Auf Herrn Willens Tod. 99

Sammlung

vermischter

Schriften

von

C. F. Gellert.

MDCCLXV.

Vorrede.

Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich *, obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als ein Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit: die in der ganzen Anlage, in der ungezwungnen Einrichtung, in der

 Far-

* In dem 123. Stücke des Hamburgischen Correspondenten.

Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Mine noch nicht einnehmend.

Die wenigen neuen Stücke, die ich diesen verbesserten an die Seite gesetzt habe, sind schon vor vielen Jahren geschrieben, und würden ohne diese ihre Gesellschaft vielleicht nie öffentlich erschienen seyn. Sie sollen die Stellen der Erzählungen in den Belustigungen vertreten, die hier ganz und gar zurückgeblieben sind, weil sie keiner Verbesserung fähig waren.

Was die Kritiken anlanget, die ich über einige von diesen Fabeln beygefüget: so habe ich in dem Eingange derselben meine Absicht schon erklärt. Sie sind für die Anfänger der Poesie geschrieben, und für Leser, die zu flüchtig, oder zu günstig zu urtheilen pflegen.

Das Band, ein Schäferspiel, erscheint, wie es war. Ich hätte die Fabel, die Charaktere, die Schreibart ändern müssen; und wie konnte ich dieses thun, ohne ein ganz neues Stück zu verfertigen? Indessen sind

die

die Ursachen, aus denen es hier noch einen Platz bekommen, nebst den meisten Fehlern dieses Gedichtes, in dem Vorberichte angemerket worden.

Statt der Oden, die in den Belustigungen von mir stehen, und die unter der Kritik sind, erhalten meine Leser ein Paar noch nie gedruckte, die Freundschaft und den Ruhm. Sind sie nicht die schönsten: so sind sie doch ungleich besser, als diejenigen, die ich durch sie verdrängen will.

Da ich ferner, nach meinem gegebenen Worte, die prosaischen Aufsätze aus den Belustigungen, die in einigen Abhandlungen, Briefen, und einer Rede bestehen, verbessern wollte, und fand, daß ich sie mit gutem Gewissen nicht zum zweytenmale drucken lassen könnte: so beschloß ich, nur die einzige Abhandlung: Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen, beyzubehalten, und auszubessern, die übrigen alten Stücke aber durch neuere Abhandlungen und Reden zu ersetzen. Kann ich durch diese Vergütung den Druck der verworfenen Arbeiten nicht verhindern: so muß ich mir die Gewalt der Presse, über die selbst ein Haller wegen seiner jugendlichen Schriften hat klagen müssen, gefallen

lassen. Genug, daß ich nunmehr öffentlich diese meine ersten Versuche gemißbilliget, und schon an drey verschiedenen Orten, seit sechs und mehr Jahren, durch mein Bitten, und durch die Vorbitte meiner Freunde und Gönner, den Druck derselben zurück gehalten habe. Ich habe überdieß das Vertrauen zu der Billigkeit des Publici, daß es keine meiner Arbeiten, die ich nicht selbst in meine Schriften einrücke, als von mir gebilligt ansehen wird. Die Antrittsrede, die in dem zweyten Theile steht, ist von Herr Magister Heyern, einem meiner Freunde, dem Uebersetzer der Saurinischen Paßionspredigten, aus dem Lateinischen übersetzt worden. Da diese Sammlung kein Werk für Gelehrte ist: so würde die Rede in der lateinischen Sprache am unrechten Orte gestanden haben. Sie hat das lateinische Ihr, vielleicht des Nachdrucks wegen, beybehalten; und ich glaube nicht, daß diese Kleinigkeit jemanden im Lesen beunruhigen wird.

Ich habe also die ganze Sammlung mehr gezwungen, als freywillig herausgegeben; muß ich nicht vielleicht befürchten, daß der Dank der Leser auch so beschaffen seyn werde? Leipzig, in der Michaelismesse 1756.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande,
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Frölichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.

Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er staunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Nun irrt allein, ihr guten Heerden;
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als säye sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte:
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.

„ Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„ Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben? „
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.
Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie Schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand, „ Komm, göttliche Sirene! „
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damoet vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unendler wäre?
O, rief die stachlichte Partey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,

Und

Und stets mit Kunst beschäfftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht,
Genug daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr,
Nun mußten die, die Honig machen,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Untertha-
nen,
Um sie zur Eintracht zu vermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einstens nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beyder Tod war nah.
Ach, fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann,
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.
Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?„
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,

Um,

Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr als Ihr gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute sich, wenn durch sein schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.
O, sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!

Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu glei-
chen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket ha-
be;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Philax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine
Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,

Ihr

Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern:
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich an ihm zu rächen,
Verwundet im Gesicht auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
„ O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
„ Ich habs bald so, bald so versucht,
„ Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht „
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken;
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O, sage, wie es immer kam, Daß man dir deine
Freyheit nahm?
Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude,
Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.
Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!
Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.

Sie rief, und durch das Glück bewogen
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist.
Die Ruthe, sprach sie nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist.

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,

Mein

Mein selig Ehweib gab, ganz still züsammen geben.
Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und ieder Kuß und ieder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.
In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er von Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst vor Eure Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten —— Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist.
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß

Schieß her, wenn du so grausam bist.
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein,
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?„
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?„
Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn:
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das ie ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind ——!
Getödet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füssen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind.
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.

Wenns möglich ist, o so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann — — —
Man traf ihn neben ihr durchs Schwert getödet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja gewiß,
„So rief Herr Sperling, und, so süß,
„Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht„
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O, sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh geniessen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.

Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.
Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht schmecken will:
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will?
„ich nehme von den blaueu Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren;
„Komm mit mir unter jenen Baum.
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beyde!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern ein Gut geniessen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süsser schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Minen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.
„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! wir sind allein.
„Was giebts? „Umsonst sind alle Fragen.
Er wiederholt sein mystisch Nein.
O lern doch, unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreyt,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!
Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,

Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte sie die Stimme:
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beyden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,

Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.
Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte.
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.
Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahren?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.
Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgespien.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kle inen;
Denn da sie nur bey Nacht erschei nen,
So sind sie wohl kein guter Geist.
Nein Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.

Ich, ohne Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch im Edelhof besessen,
Dieß sind Gespenster, glaube mir.
Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.
K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderschaft,
Und Bruder ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.
So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

* * *

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!

Die streiten dialektisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren!
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.
Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt,
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände

Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden,
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?
Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich mächtigs Glück!

Er

Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Mine;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„ Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
„ Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
„ O Liebe lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„ Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gib Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.
Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!

Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal versüssen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand,
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land.
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick
Sein Beystand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe seyn.
„ Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„ Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn. „

Der

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön.
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Huth, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht:
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy! hub der Aff erbittert an,
Pfuy Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
Er war gelehrt, sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit:
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich; und wohl noch lieber hatte.
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf gewiß zu seyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affekt sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,

Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Mann mußte mit Gewalt sie von dem Todten brin-
gen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach
War alles, was sie trostlos sprach.
Dieß trieb sie länger noch als vier und zwanzig Stun-
den.
Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz, und theils auf ihr Be-
gehren,
Theils als ein Freund den Selgen zu ehren,
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, so balds den Ste-
phan sah:
Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden,

Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.
Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein:
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hilts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen
Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch ihm Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah.
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Minen:
„ Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„ Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
„ Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„ Das er mir nicht vertrauen kann. „
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.

Und

Und kurz, du darfst ihn nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs ..
„ Dieß geht nicht an, Madam,
„ Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„ An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„ Sie müssen mit herunter kommen;
„ Der fremde Herr ruht eher nicht.
„ Er hat was wichtigs anzubringen.
„ Ich dächte doch, Madam, Sie giengen.
Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird er seyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht schon an der Thür? allein sie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Freunde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?
Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.

Du

Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„ Ja, ja Madam, ich bins zufrieden. „
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„ Madam, ach lassen Sie sichs klagen,
„ Es ist kein hartes Fischholz da.
„ Soll ich das Bild herunter tragen,
„ Es ist hart Holz, und es zerschlagen? „
Das Bild? Nein, nein — doch — thus nur. Ja.
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„ Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen.
„ Zum Fenster gieng es wohl heraus.
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst erschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus,
Da darf ich so nicht länger klagen.
Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,

Sah

Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschliessen.
Vergönne mir nur einen Augenblick.
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

Das

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir
versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beyden an.
„ Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„ Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.
Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel
wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen;
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen wegge-
wandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küßen!

Ich

Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch :: Schon griff es nach der
Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere!
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan,
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

* *
*

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir feh-
len:
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären;
Die Jungen groß und stark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern Schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
Wer kann sie vor der Luft bewahren?
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken

Oft

Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest,
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärinn, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsre jungen Haufen;
Wir nehmen sie sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
„ So will dich alle Welt verdringen?
„ Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„ Ich hoffe dich gut anzubringen.
„ Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der

Der reiche Geitzhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drü-
cken,
Und also ließ ers lieber seyn.
Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scher-
zen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt in itzt verlassen.
Ach bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu
Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.
Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht

Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.
Der Priester wird geruft. Ich weiß wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier seh er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.
Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen,
Da les er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus.

Das Testament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief ich itzt nicht ein;
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth, und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
Da brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dieß, so will ich freudig sterben.
Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan;
Und bist du weiser, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäffte

Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht fügen:
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn, so sucht ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu seyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?

Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreib
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.
Doch sollte man daraus nicht schliessen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern, leben,
Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,

Klingt in der That sehr wunderbar,
Und dennoch ists nicht selten wahr.
Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermine
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt,
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

*
* *

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.
Genug er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet,
Und niemand hätte das vermeynet,
Was nach der Zeit mehr, als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe

Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenläuten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.
Der Küster wagts den neunten Tag
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht uud überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
„ Hat sie vielleicht im Tode was befohlen? „
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.
Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„ Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue,
„ Der Tod, der sie getrennt, vereinte beyd aufs neue. „
Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nun noch mehr, und noch mit bängern Minen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;

Allein ein unvernehmlich Ach,
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?
Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur Rechten er, und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt,
Ihr Todtengräber seyd nicht werth — —
Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dieß ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.
Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen,
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in beyder Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Minen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis,
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weiß.
Seyd tapfer! mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beyden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.
„ Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
„ Ich habe leichtere gehofft.
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr, auch Narren steigen oft.

Die Freundschaft.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und wenn du fehlst, dein Warner seyn?

Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! es giebt noch edle Seelen.
Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil sein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir seines kennen,
Aus Eigennutz ihm unsre Zeit vergönnen;
Dieß ist nicht Freundschaft, dieß ist Welt.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:

So sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erst Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben,
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich stets, gerecht zu seyn, erkühnen;
Und daß es andre sind, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedämpfet;
Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet sich, und stört der Freundschaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
So thue, was die Weisheit spricht.
Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
Wie sehr du liebst, durch Thaten ihn belehren,
Und macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
Du ahmst es nach, und du belebst den Saamen
Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure Treu wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler
haben;
Du duldest sie bey seinen größern Gaben,
Und milderst sie mit sanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
Begeistert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und sein Verstand wird dein Verstand.

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wanke,
Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
Was thät Arist bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beyde;
Denn ich und er, sind beyd ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüssen!
Doch daß ichs that, soll er nicht immer wissen;
Mein Herz belohnt mich schon dafür.
Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienst des Dienstes Mine,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt

Theilt er mit mir die Last der größern Sorgen;
So bleibt von mir die kleinst ihm nicht verborgen,
Und schwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket:
So hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
Eh mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu sagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt süß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile,
Und wenn im Geist ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kümmerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernst, die Stund uns froh verscherzen:
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Witz, den Geist, die uns itzt scherzen lehren,
Beseelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt ie ein Zwist der Freundschaft Ruhe kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anstoß seyn:

So eil ich schon, den Fehler zu gestehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So ist es groß, ihn zu bereun.
Mensch, lerne doch dein Leben dir versüssen,
Und laß dein Herz von Freundschaft überfliessen,
Der süssen Quelle für den Geist!
Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeußt.
Dort werd ich erst die reinste Freundschaft schätzen,
Und bey dem Glück sie ewig fortzusetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
Dort werd ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
Wags, du sein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verspricht;
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreist verachten.
Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
Der Fürst an seine Seite setzt,
Und laut mir seinen Beyfall schenket!

Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Groß, wie mein Ehrgeiz denket.
Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienste Werth?
Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
Vielleicht hältst dus, ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.
Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir spricht,
Und laut dich die Geschichte preisen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält;
Wirst du darum zum Weisen?
Wächst deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geistes Ruh;
Wenn viele deinen Namen hören?
Bist du beglückt, in dir beglückt;
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt,
Und Länder dich verehren?
Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;
Was wird dir Andrer Beyfall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir,
Was sorgst du kummervoll dafür,
Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen liest,
Gleichgültig nennt, und dann vergißt,
Ist dieß ein schätzbar Glück zu nennen?
Ist dieß die Welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dieß des Nachruhms Ewigkeit;
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einst noch spät
Der Stein vor dem er müßig steht,
Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu seyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Muth, den Unsinn Geist,
Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beyfall bloß:
So such ihn still in ihrer Sphäre.

Der

Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du schienst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand,
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu besitzen.
Erwirb sie dir mit edler Müh,
Und halte dieß für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall,
Muß dich zu großen Thaten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, grosser Geist,
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht;
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.

Das Band,

Ein Schäferspiel.

Aus
Den Belustigungen des B. und W.
vom Jahr 1744.

Vorbericht zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtischen Sammlung steht, und ich sicher weiß, daß es noch seine Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: so muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieses Gedicht dem guten Geschmack in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn;

unter

unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl erzogen, vorstellen. Ihr Montan würde ungefähr des Schulzen oder Verwalters Sohn seyn, dessen Herz der Schulmeister noch so ziemlich gebildet, und in den sich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieser Aussicht würden diese drey Personen, und auch die beyden andern ihrem Charakter sehr ähnlich vorgestellt seyn; und ich wüßte nicht, wie sie anders hätten reden und handeln sollen. In dieser Aussicht würde das Stück ferner verschiedne lebhafte Beschreibungen der Landwirthschaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es also ein theatralisches Landgedicht nennen, so habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut seyn, daß sie solche hübsche Bänder wirken kann, die mancher Bortenwirker nicht besser machen soll; daß sie so haushältig ist und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfweh hilft, ihr vorwirft, daß sie gestern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß sie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen soll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was sie mit dem

Strause machen will, den sie in der Hand hat, und ihre Galathee schlau fragt, warum sie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen so schönen Rechen geschnitzt, an dem oben Zinken stehn, und unten Zinken sind; daß er ihr einen Stab, geschnitzt auf beyden Seiten, gebracht, dessen eine Seite ihn, und die andre seine Chloris vorstellen soll; daß sie ihrer lieben Tochter zwar die **Zärtlichkeit**, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von seinem Staare redt, den er die Namen Hylax und Chloris sprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amsel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in sehr schnippischen Sprichwörtern, und alle Personen oft in sehr kurzweiligen Reden, daß sie sagen, **wie sie einander einen Streich gespielt, einander zuweilen zum Besten haben**; daß Galathee zu ihrem Montan spricht: **Nun dieß gefällt mir noch; du hast Recht überley; nein dießmal bin ich taub; ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin; Gar auf mein Herz zu pochen? bey Phyllis? bey der Stolzen? So, jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen?** Daß Myrtill zur Galathee sagt: **Du bist auch gar zu arg; ich dachte was dir wäre**; daß er spricht: **Ich geh und will den Hahn zur**

Sie in Bauer stecken; die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch lustig seyn, eine frische Milch zusammen essen, und im Kühlen um Pfänder spielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen; alles dieses und noch hundert solche Züge mehr würden mir an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Allein wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegenstande hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und dem Eckelhaften des Bauernstandes eben so wohl, als von dem Zwange, und der List des Stadtlebens entfernen, das Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgesondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige einnehmende Offenherzigkeit, empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenke der Natur, als eine Frucht müh-

mühsamer Arbeiten seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Philax, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflochten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anforderungen des Schäfergedichtes sind: so wird man sehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan geschenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, sucht sich zu rächen, und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amsel, die Montan von ihr bekommen hat, und die vortrefflich singen kann. Der **Knoten**: Wird Galathee recht gesehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die **Auflösung**: Sie hat sich geirret, und sie bittet dem Montan ihre Hitze und Eifersucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle sehr daran. Was in dem Stücke

ge-

gefällt, sind mehr eingeschaltete Nebenumstände, als die Sache selbst. Der zweyte und achte Auftritt können beynahe ohne den geringsten Verlust der Handlung weggenommen werden. Sie geht also nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, ist überhaupt eine müßige Person, und nicht das Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kommt und geht, gleich einem frommen Gespenste, ohne daß man weiß, warum? Die Auflösung hat wenig Unerwartetes. Galathee kömmt in dem letzten Auftritte, nachdem sie vermuthlich bey der Phyllis sich genauer wegen des Bandes erkundigt, und gesteht dem Montan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes schon ehrlich genug betheuret, daß er ihr Band nicht weggeschenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von den spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amsel auf dem Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bleibt die schäferische Unschuld der Sitten? Ist das

nicht

nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht so demüthig geredt hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse andre Schäferspiele halten: so gebe ich gern zu, daß es seinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu schmeicheln, gewiß nicht den niedrigsten. Nachdem ich dieses Geständniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geschmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyspiele dienen können, wie die Schäferspiele nicht seyn, und warum sie anders seyn sollen. Ich verweise sie ins besondere auf die Anmerkungen, die Herr Saint-Mard in seinen Reflexions sur la Poésie über das Schäfergedichte gemacht, auf die Stellen, die er daselbst aus dem Fontenelle anführt, und auf die schöne Abhandlung von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts, welche in dem Anhange zu des Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, zu finden ist.

Personen.

Galathee.

Daphne. Der Galathee Mutter.

Montan. Der Liebhaber der Galathee.

Doris.

Myrtill.

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weiß es selber nicht, was mir im Sinne liegt,
Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirst doch etwas wissen,
Was dir = = =

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begiessen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und stieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht,
Da sieh nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch,

Doch, dieß bedeutet nichts; der Schaden ist zu
heilen.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter schon einmal auf mich geschmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Sie läßt sich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und setz sie offen hin,
Da kommt mein Lamm dazu, dem ich so günstig
bin,
Und frißt sie glücklich auf. Nun muß ich andre
lesen.

Doris.

Wer weiß, wie hungrig auch das arme Lamm gewesen!
Doch gute Galathee, du willst mich nicht verstehn;
Wo ist denn dein Montan?

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!
Ich weiß nicht, wo er ist; wer will die Schäfer
hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Doris.

Verstell dich nicht so sehr; du zürnst, ich seh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
Mir, seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand.
Und gestern seh ich gar ... Es ist um mich geschehen!
Ich habe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
Allein, du irrst dich wohl: eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zween Faden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So scheckicht, wie ein Specht; ich kenn es ganz genau;
Es war zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.

Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange streiten?
Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum.
Mein Name steht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einst Montan den ersten Kuß genommen.
Doch, Kind, verstecke dich; ich seh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; man weiß kaum was man thut.

Daphne.

Itzt schadt die Wärme nichts; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Wittrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust itzt mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn,

Und

Und alles grünt und blüht. Doch wenn mirs nicht so scheinet,
So fehlt dir doch etwas Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweint? Nein, dieses nicht.

Daphne.

Was soll dir dieser Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern bist du doch! Gewiß, du sollst dich schämen,
Klee hilft dir nimmermehr: nein, Poley mußt du nehmen.
Doch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weiß, wovon es kömmt; es kömmt vom Veilchen pflücken,
Wie vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem soll denn dieser Straus?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus ist wirklich fein.

Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Er. Nein! da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.

Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan = = ? Doch warum wirst du roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht um Montanens Willen?

Doch warum wardst dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.

Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.

Stets

Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und sags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht fein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dieses Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weiß, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Sie rede, was sie will; mir ist zu viel geschehen.
Gesetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
Gesetzt, daß ich zugleich in seine Flöte singe;
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge.
Allein du sagtest ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieses thu ich auch; allein er bläst so schön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,

Das in dem Busche ruft, läßt er sein Rohr erschallen.

Daphne.

Du wirst das Echo seyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben spricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

Itzt sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig bliebe.
Es ist gewiß andem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundinn seyn.

Daphne.

Was heute Freundschaft war, kann morgen Liebe werden.
Indessen wär mein Raht, er blieb bey seinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Gala-

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen seyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man sorget nie zu sehr für seiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

Dritter. Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr, du hasts gehört, sie hat nicht sehr geschmählet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da has ich meine Noth!
Raut und Wachholdersaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weiß noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr besser sagen.
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
So schlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

Du thust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
Ich soll zufrieden seyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir an Phyllis zu verschenken,
Er liebt sie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.

Das

Das erst- und andremal, da hielt er mir die
Hände;
Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald
das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der
Zeit,
Wenn er zu blöde schien; oft selbst Gelegenheit.
Die Birken wissens noch. Wenn wir zusammen
kamen:
So ward gewiß geküßt, bis daß wir Abschied
nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, so sehr vergaßt ihr
euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zu-
gleich

Doris.

Allein, was spracht ihr stets?

Galathee.

Wie kannst du doch so fragen?
Verliebe dich einmal; so darf ich dirs nicht sagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den
Hals,
Und sprach: mein liebstes Kind! dieß that ich
ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan: er mich, mein Herz,
mein Leben;

So mußte, wie gesagt, ein Wort das andre
geben.

Doris.

Ja, ja, dieß ist schon gut: Doch wurdet ihrs
nicht satt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet
hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beysammen
trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag ge-
blieben.
So schnell verstrich er uns.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts
weiter spricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringst mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse
machen.
Wir redten sonst noch viel, als vom beständig
seyn:
Die Lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute spracht ihr dieß; was spracht ihr
aber morgen?

Ga-

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß andre sorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
Oft sahen wir uns nur, zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutseyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.
Man streichelt sich die Hand; man kneipt sich in die Backen,

Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.
Wie günstig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du
nicht zu sagen:
Denn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen
tragen.

Myrtill.

Hier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmst es übel auf, was man im Scherze
spricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich ver-
driessen.
Es sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu
wissen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht
gesagt;
Dieß aber ärgert mich, daß ich dich gleich ge-
fragt.

Myrtill.

Nun, sey nur wieder gut; ich will dirs gerne
zeigen.
Doch Doris, noch etwas: Versprichst du mir zu
schweigen?

Doris.

Ich schweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verschwiegen bist;
So sag ich dir, daß dieß Montanens Amsel ist.
Von seiner Galathee hat sie Montan bekommen.
Sie singt vortrefflich schön. Ich hab sie weggenommen.

Doris.

Was hast du nun davon, daß du Montanen kränkst?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn Gewiß mehr, als du denkst.
Genug, Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich gespielet.
Denn weißt du, wie er mich den letzten Herbst geneckt,
Und mir drey Tage lang den schönen Staar versteckt?
Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen...;
Und wer ihn einmal sah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, so oft ich Chloris sprach,
So rief er Hylax mit, und sagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, sich von dem Lamme tragen.

Do-

Doris.

Ja, ich besinne mich auf diesen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war.
Denn, weißt du noch Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für diesen Staar zehn Küsse geben sollte?
Allein der Staar ist todt; und dieß erfreut mich sehr.
Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr,
Und deine Amsel auch. Im Ernst, du solltst dich schämen;
Montanens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch, ich besinne mich auf eine kleine List.
Letzt sagte Galathee, du hättest mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Itzt könnten wir uns rächen.
Laß ihr den Vogel sehn, und sprich ‥

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Doris.

Sprich: Siehst du, wie Montan an seine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amsel gar geschenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Do-

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
Und wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies
ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut ich will es thun, vom Kleinsten bis
zum Größten;
Mich hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.
Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan
kömmt auch.

Doris.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch,
Ich will zur Phyllis gehn; sie schläft dort in dem
Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill versteckt.

Montan.

Du läufst so gar von mir? Was ist dir, Schä-
ferinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Mon-

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt
gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr
an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willst: wie soll ichs denn er-
fahren!

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du hast Recht über-
ley.

Montan.

Was ist denn mein Vergehn? Gesteh es doch nur
frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal, er kann noch gar ver-
langen,
Daß ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergan-
gen.

Mon-

Montan.

Kind, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich
lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen.

Montan.

Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebstes
Kind!

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieß für Reden sind?
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im
Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und
Laub,

Wofern

Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es schon, Montan; du kannst vortrefflich schwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, so soll mich itzt - -

Galathee.

Halt ein!

Liebst du die Phyllis nicht: so will ich untreu seyn.

Montan.

Mit Phyllis quälst du mich? Dieß soll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falscher, geh nur hin, du kannsts ihr wieder sagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falsch? Dieß ist betrübt.
Ich habe dich so treu, dich wie mein Blut geliebt,
Und nichts so sehr gewünscht, als stets um dich zu leben,
Und einst in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre sind vorbey, seit dem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht sah, nicht sprach, und nie umfieng.
Gern ließ ich alles stehn, vergaß mit Lust der Heerden,
Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.

Zween

Zween Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geschnitzt,
Und auch ein Trinkgeschirr, auf dem ein Wald-
gott sitzt,
Dem ich, damit es dir in allem wohlgelinge,
Nun schon so manchen Bock gebückt zum Opfer
bringe.
Der Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
Oft hast du meine Hand, die wund vom Schnei-
den war,
Mitleidig abgewischt, bedauert und verbunden.
O Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell ver-
schwunden!
O Kind, ich bitte dich, beyn Göttern unsrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunst? Wer ists? Gesteh es
nur!
Denn dich mir treu zu sehn, will ich das Größte
wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am besten sa-
gen.

Monton.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbe-
stand.

Galathee.

So, so; wo hast du denn mein roth und blaues
Band?
Das ich dir ehedem = = =

Montan.

Es ist um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erstemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen sehen.

Sechster Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da siehst du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebstes schenkt er mir; dieß thut so leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geschenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe besser!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Nein! Es ist noch etwas grösser.

Die

Die Amsel, siehst du wohl?

Galathee.

Was gabst du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug er gab sie mir.

Galathee.

Er hat sie ja von mir; wie kann er sie verschenken?
Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragst du doch so schlimm? Weswegen wird ers thun?
Mir zur Gefälligkeit, mir was zu schenken.

Galathee.

Nun?

Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?
Ich habe schon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre.
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?
Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.
Ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken;
Die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken.

Gala-

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja! sie ists, Myrtill, sie ists, ich seh es schon.
Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken,
Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;
Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.
Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht!
Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen!
Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.
Wie thöricht war ich doch, daß ich sie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du bist auch gar zu arg.
Ich weiß mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen;

Der

Der Schade ist zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmst sie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.

Und da mich Doris sah: so..

Galathee.

Nun, was sagte sie?

Myrtill.

Sie hat mich angestellt, dich also zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! dies ist die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich seyn, das steht doch auch nicht schön!

Wer Andre necken kann, muß wieder Scherz verstehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich solche Sachen?

Es kann nicht anders seyn, du mußt mich böse machen.

Ich war schon aufgebracht: drum glaubt ichs vom Montan.

Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
So! jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen.

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?
Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.
Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich? Es war ein rechter Zank;
Da sollt ich mit Gewalt, und wieder allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,

 Mir

Mir um den Arm geknüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein . . .

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich mein Freund,
Bey allem, was du liebst . . .

Montan.

Was willst du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,
Nur meine Amsel nicht, um die du letztens . . .

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du sollst mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, sey doch kein Kind; was soll ich dir vergeben?
Du hast mir nichts gethan.

Myrtill.

Versprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böse wirst! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebelang kaum schlimmer träumen kann.
Ach deine Galathee . . .

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:
Du hast vielleicht gethan, was ich und sie nur thaten?
Geküßt? Drum wird sie auch davon gelaufen seyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill? Und soll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß ists nicht, Montan.

Montan.

So möcht ich gerne wissen,
Was du für Räthsel hast.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdrießen!
Ich that es nicht allein; auch Doris ist mit Schuld,
Und deine Galathee;

Montan.

Bald bricht mir die Geduld,
So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie.
Drauf spricht sie, nimm sie mit; und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen!

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?

Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;

Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist:

Darauf ...

Montan.

Ich merk es schon, ich weiß, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, sprach sie; armes Thier, geh, du gehörst Myrtillen.

Ich

Ich gab nicht Acht darauf, und möchte fast vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich gestehn;
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich, gar zu sehr auf meine Kosten scherzen.

Myrtill.

Ich sah es nicht voraus; sanst wär es nicht geschehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache sehn.

Myrtill.

Nun sey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So schön du sie verlangst, du sollst die besten kriegen.
Ich schenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weiß, und blau an Flügeln, Schwanz und Kropf.

Montan.

Behalte, was du hast; die Amsel ist verloren.

Ich bin zum Aergerniß und zum Verlust gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich siehst, daß mich die Sache kränkt;
So sey der Bienenstock zur Hälfte dir geschenkt,
Für den mein Vater einst sechs Lämmer ausgeschlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders sagen.

Montan.

Ich bin so geizig nicht, und sagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich in Verdacht, und läßt sich nicht bedeuten.
Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich:
Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern!
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns plaudern.

Achter

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
Doch hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
Wo sind sie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schaafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird schlafen:
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er ist nicht weit, und das weiß auch Montan.

Montan.

Er ist dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weyden.

Daphne.

Dieß gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Daß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

O schmähle nicht auf ihn! Damöt ist wahrlich gut;
Er übertrifft uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
So wird er fleißig seyn. Bald flicht er Bast und Stroh:
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen:
So gleich läuft mein Damöt, und schnitzt ihn ganz geschwind,
Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
Jüngst bracht er einen Stab geschnitzt auf beyden Seiten.

Da-

Damöt, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn,
Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
Er sey ihr immer gut: und wenn er mit ihr spricht:
So ists ihm unverwehrt. Nur lieben soll er nicht.

Montan.

Damöt ist nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtill.

Ist das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

Ja. Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
Du wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem Tage,
Bist andern eine Last, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,

Und siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
Der erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du bist Myrtill zugleich, und bist auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was ist denn, günstig seyn?

Montan.

O, günstig seyn ist schlecht;
Man ist einander gut, und ist es doch nicht recht.
Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
Doch gehts nicht immer an; so läßt mans auch geschehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
Was ists? Verliebt seyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Daphne.

Recht! Dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.

Das Zärtlich seyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir ist Zärtlichkeit, das, was man Lieben ennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?

Sprecht lieber, günstig seyn, sprecht, Freundschaft und dergleichen.

Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verstreichen.

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen sie! Ich weiß nicht, wie mir wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Vergib mir ein Versehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weißt, ist Hitz und Eifersucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er ist der Liebe Frucht.
Ich weiß, du thusts nicht mehr, und wirst dich besser fassen.

Galahee.

Ich habes oft versucht, und kann es doch nicht lassen.

Myrtill.

Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
Euch Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.
Von außen haßt ihr sie, und liebt sie doch im Herzen,
Und würdet ihr sie los, ich glaub, ihr stürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laß deinen Spott! Denn weißt du = =

Myrtill.

Was denn, Kind?
Daß stille Wasser gern am allertiefsten sind?
Genug ihr seyd = =

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eifersucht, halb Liebe.

Doris

Ich wollte, daß dir auch nicht eine günstig bliebe!
Dir, der die Amsel nimmt!

Galathee.

Ach weißt du denn, Montan,
Was ich und was Myrtill . . . ; Du siehst mich sauer
an?

Montan.

(wollen;
Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat scherzen
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben sollen.
Drum traue nicht so leicht. Ich weiß, du kennest mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill seyd Schuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geschehen seyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich sprach mit Phyllis itzt; mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist Schuld an allen.
Drum sey nur wieder gut; ich bin Zeitlebens dein.
Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Wie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdrießen,

Myr-

Myrtill.

Doch Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute lustig seyn;
Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen . .

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder spielen.

Montan.

Ich schließe mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mit spielt; so bin ich auch dabey.

Myrtill.

Kannst du das Spiel, Montan? Man fragt:
Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süße bliebe.

Myrtill.

Was macht sie, Galathee?

Galathee.

Dieß weiß mein Band so gar
Verdacht, wo keiner ist.

Myrtill.

Und dieses Band redt wahr!

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler die darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück, zu der Zeit da ich es verfertiget, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer,
Sang Damons Lerche froh bemüht,

Mit

Mit Schmettern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgenlied.
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann:
Sie fliegt, und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
Daß dieses Bild die Schwester sey.

4.

Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen.
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.

Sie

Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.

6.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh;
Stets singt das Echo so, wie sie.

7.

Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden.
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh sterben, als nicht überwinden,
Eh siegen, als am Leben seyn.
Sie singt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beygesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt, Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die **Moral**. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie

selten,

selten, unerwartet, und doch wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist: betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut. Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut. Die Lerche kann beydes in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint.

Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsüchtige immer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des

Ehr=

Ehrgeizigen? Das weiß ich itzt eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste deswegen, damit sie Damon herauslassen kann; und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punct, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beynahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus

Aus diesen Kritiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schließen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt; wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal an einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhpuncte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählet ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen, daß

dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will, daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. **Hellen Schimmer;** hell, ein überflüßiges Beywort. „Die Lerche sang bey manches Morgens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied.„ Was heißt **froh bemüht**? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens der seine Existens hier dem Zimmer zu danken hat. Das **Morgenlied** scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und ruhte nicht, „ bis daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durch„ drang. „ **Klang**; unnatürlich. Es sollte Ge-

sang

fang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte **erfüllend** heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beydes nicht wäre; so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte **durchdringen** das **Erfüllen** schon enthalten ist.

Zweyte Strophe. „ Einst lehnt ihr Damon „ zum Vergnügen das Thürchen nicht beym Füt„ tern an. „ **Anlehnen** ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an, besser; er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, **kann**, nicht bestehen können. „ So, daß sie aus dem Bauer fliegen „ und in der Stube flattern kann. „ Das **so daß** ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weiß ich schon, das sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber **herumflattern**. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute

Wirkung. „ Und sang sie vormals sehr: so singt sie itzt noch dreymal mehr. „ **Mehr**, harmonirt mit dem Sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „ Auch Vögeln ist die Freyheit lieber als Kerker, welche Gold umzieht. „ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur **Freyheit** nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. **Damons grosser Spiegel.** Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „ Sie sieht sich selbst, und meynt dabey, daß dieses Bild ihr Schwester sey. „ **Meynt dabey**; gezwungen und gereimt. **Dieses Bild**; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie itzt sieht. **Die Schwester.** Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „ Sie stutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen. „ Klein, ist hier ein sehr überflüßiges Beywort. **Bald will sie fort**; Wohin? **Bald bleibt sie hier.** Es sollte wohl heißen: Bald will sie auf-

flügen,

fliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da „dringt der Schall im Augenblick aus dem ge„wölbten Saal zurück.„ Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint gereimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal. Ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können.

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwo Minuten stören.„ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren Geist.„ Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern, ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meynt „die Schwester selbst zu hören.„ Die Schwester; weg damit! Selbst ist überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel „weist. Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen in „den Wettstreit.„ Drauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dun-

 kelheit.

kelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe „Sie singt aus ehrsuchts„vollem Grimme. „ Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „ Sie zieht, sie trillert, mengt und paart „ der hellen Kehle starke Stimme, auf hundert „ und auf tausend Art. „ Diese drey Verse betrügen auf dem ersten Anblick und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen diese Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben: und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heissen: dennoch fährt sie herzhaft fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, singen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehn, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklav, und der Poet der Herr:

La Rime est une esclave, & ne doit qu'obéïr.

„ Sie singt; allein zu ihrer Schmach. „ Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „ Das Echo wacht; „ wacht ist unnatürlich. „ Und thut es nach; „ thut, ist platt, warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte Strophe. „ Drauf schießt sie bey dem „ letzten Zuge, die so bethörte Sängerinn, mit „ aufgebrachtem schnellen Fluge, nach der ver„ haßten Freundinn hin. „ Drauf, schon wieder! Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein

ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge, kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn ist langweilig, und, wie das hin, nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie ja itzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der „Raserey am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.„ In der Raserey; wer wird dies von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Das Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und Warum muß sich die arme Lerche den Kopf und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen. Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen eckelhaften Begriff Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon „aus der Stube.„ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt? Um auf die Grube einen Reim

zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! **O, spricht er, da er nachgedacht.** Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? **O, kämen die in eine Grube.** Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? Das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt! „ O kämen die in eine „ Grube, die Ehr und Schatten umgebracht, so „ würdest du wohl manchem Held und manchem „ Weisen beygesellt. „ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig. Manchem Held ist wieder die Grammatik; manchem Helden. Beygesellt, lieber zugesellt; wie wohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen: und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und

 die

die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte kritisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe heraus geben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beyden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, das ich sie aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit grösserer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.
  Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.
  Doch seiner Ruhe droht Gefahr;
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
  Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,

Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;
Halb stolze, halb verschämte Minen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.
Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.
Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden,
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.
Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwey feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben;
O spare Seufzer, Wunsch und Harm!

Ich gebe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben!
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh,
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weiß sein Glück kaum gnug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O, welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.

O Fabeln! meynst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dieß sind Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Diese Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, iedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptabsicht. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du ſujet, le diſcours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant*.

Die

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 180.

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will wan von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Minen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfodern. Auf diese Weise hätten die beyden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzäh-

lung, anstatt der ernsthaften Mine, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'eſt peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'eſprit ſemés de tems en tems pétillent,
Il faut que chaque choſe y ſoit miſe en ſon lieu;
Que le début, la fin, répondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces aſſorties
N'y forment qu'un ſeul tout de diverſes parties *.

Dieses

*) Eben das. v. 175.

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern: ja von der kleinen um desto mehr, ie geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon so lange von andern ist getadelt worden*,

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unserer Liebe sehr übereilt: wir sehen auf den äußerlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns

*) Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis London 1754. auf der 203 S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possest of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen mit ihren Liebhabern oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachläßiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der göld„nen Zeit, ein Thyrsis im Arkaderlande; „die zweyte Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: Es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, Sicilierlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfere Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit. „Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war sein Gehülfe u. s. w.„ Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört.

gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen, das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüßig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüßig, und zu lang.

- - - Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur - - -

sagt Horaz * vom Lucil, wenn er wieder aufstehn und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr von Schilfe den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch Feind.„

Das

* L. 1. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade & rebutant:
L'esprit rassassié le rejette à l'instant.

Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte; „ist wenig gesagt. „Er wünsch„te nichts, als was er hatte. „Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und Freund. „Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beste Schöne. „Das Beywort **beste** ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit nie gefühlter Lust gewahr „**Mit nie gefühlter Lust**; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er je empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. **Er verliert den freyen Sinn**, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die **vierte** und **fünfte Strophe** enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene.

rene. „Zwo blauer Augen Blick und Zug, die „schmachtend voller Wollust brannten, sich nach „dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht „Muth genug.„ **Zwo blauer Augen**; nicht **zwo**, sondern **zwey**. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein paar blaue Augen, ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen **durchdrangen die Brust** des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben, sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn.

> Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
> Et les mots, pour le dire, arrivent aisément.*

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht **schmachtend** auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — „Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.„ Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter. „Halb stolze, halb verschämte Minen, in „denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu be„gegnen schienen.„ Welches Gemälde der Minen! Halb stolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken,

*) Eben das. v. 153.

ken, und also auch malen. In diesen Minen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich **Ernst**. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Mine? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt **Ernst**, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als **Muth**? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: Es war den Minen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Minen begegnen also erst der **Ernst**, und dann die **Gefahr**, und auch die **Lust** einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? **Brust**, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und **durchdringen** ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Minen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrucke? Diese **Wasserdirne**, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbey gezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne „bis zur Hand, von weißen Hüften bis zur Stirne.„ Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren bis auf die Hand? Man sagt, vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und

die

die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es blos rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen Hüften bis zur Stirne.„ Erstlich fehlt der Artikel **den**, von **den** weissen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort **weiß** wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. „An der er tausend Anmuth fand.„ Nachdem schon die Wirkung, **das Entzücken**, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieß ist das **finden**, und das **tausend** sehr prosaisch. „Nie wird sie reizend genug beschrieben.„ Das sieht man aus der Beschreibung selber. „Der beste Riß bleibt ein Ver„such.„ Riß für Abriß, Abbildung; nicht gut. **Versuch**; es sollte hier unstreitig heißen unvollkommnes Gemälde, Schattenwerk! u.d.gl. Bey-

de Verse stehn der folgenden wegen da: „Kurz, „sie zu sehn und nicht zu lieben, war, wie man „sagt, ein Widerspruch. „ Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer, sie war ausserordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehn und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht „zerstreut, vergißt sich selbst und seine Heerden. „Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. „Und klagt mit ängstlichen Geberden der schönen seine Zärtlichkeit. „Aengstlich ist zu hochgetrieben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. „Warum nicht lieber „schüchterne, furchtsame Geberden? Diese „sind der geschwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?„ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind, und nicht das Kind allein kann ich erhitzen, ist sehr romanmäßig; eben so wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhn

soll;

soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott der See. Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.„ Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführter maßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? und warum zwo? „Soll dich, Neptun, so gleich „ vergnügen.„ Das so gleich ist sehr pünctlich, contractmäßig, und verräth eine große Meynung von seinem Opfer; und das Vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. „ Wofern ich nicht vergebens fleh;„ klingt zu drohend. „ Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?„ Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist Sirene seine Tochter? „ O, spare Seufzer, Wunsch und Harm.„ In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „ Ich gäbe „ dir und deinem Leben ein ewig Unglück in den Arm „ Daß er ihm das Unglück in den Arm

gäbe,

gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„ Der arme Thyrsis seufzt und weint.„ Thränen möchte Thyrsis wohl vergiessen, nur nicht weinen. „ Und klagt mit manchem bangen Schalle „ sein Leid dem nahen Wiederhalle, bis wiederum „Neptun erscheint. „ Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „ Bis wiederum Neptun „ erscheint.„ Wenn ich auch die Versetzung des wiederum nicht tadlen will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„ Die Nacht befördert Thyrsis Ruh. „ Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „ Neptunus giebt ihm die Sirene.„ Auf was für Weise.?„ Der Schäfer trägt die nasse Schöne ent„ zückt nach seiner Hütte zu, „ und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint?„ Sein mattes Herz wird wieder frisch. „ Gezwungen, und mehr noch, als gezwungen.

„ D

„O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebt und eher brennet?„ Welt, es gehet ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr als das liebet. „ Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das „ Aug und Wahn für göttlich hält.„ Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „ Man liebt der Schönen Mund und Stirne,„ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht läugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die ältste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünstelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latschen an den Füßen;

Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld.
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

5.

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft.

6.

Der Sperling ward so gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.

O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust.
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spatz so gut gewußt.

8.

Einst frißt er in der schönsten Ruh:
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen!
Der Sperling hüpft sogleich empor:
Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? Rief die Taube nach,
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,

Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein.
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben;
Ein anders fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. **Die Moral.** Unsre Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was

soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht rauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weich„ling flieht den geilen Scherz, wird karg und „nennt sich fromm und klüger.„ Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdenn hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehrt. Dieß habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Ge-

sichtspuncte der Absicht bestimmet wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht.„ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht, Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt als Arbeit sucht; „ sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Tau„ ben oft ihre Kost vom Schlage rauben. „Half rauben anstatt er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, „ wenn beym ersten Sonnenschein der Hauswirth „ sang und Futter streute, fand er sich an des „ Schlages Seite mehr frech als scheu zum Früh„ stück ein. „Beym ersten Sonnenschein; nicht

nicht gut gesagt; zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umständ nöthig wäre, müßte er kürzer zusammen gezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die älteste von „den stillen Thieren.„ Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hüner die Schaafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den

Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf **überführen** reimen. „ Mehr redlich als gekünstelt vor. „ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das **gekünstelt** eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind **redlich** und **gekünstelt** einander entgegen gesetzt? **Natürlich** gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir **gekünstelt etwas vornehmen**? Das weiß ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den grössern und wichtigern Theilen abziehn? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dießes zu thun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Be-

schreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehn, und nach den Farben. „An Hals und Brust wie Schnee „so weiß.„ Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien „sich ihr Mann oft zu bespiegeln.„ Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur **schien**? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust gewölbt und frey.„ Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die schönsten Latschen an den Füßen.„ Sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man, die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe.„ Sie konnt auch alt noch zärtlich „küssen, war schön, und doch dem Manne treu.„ Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch größere

Dinge zierten sie. „ Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügeln hatte? Sind das Dinge, daß sie **ihre Kinder mit ins Feld nahm** und sie **nicht zu Schaden fliegen ließ**? **Mit geschickter Müh**, ist gezwungen. **Wohl**: ist hier matt, prosaisch. **Zwanzig Kinder**; nicht schön. „ Die „ Körner, die in Furchen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt. „. **Das lehrte sie**, ist hart, gezwungen. **Sind euch bestellt**, anstatt sind für euch, ist Reim, ist undeutsch. **In Furchen**; nein, in **den** Furchen. **Nicht ungestüm und auch nicht blöde.** Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! „ Bist du, so fragt sie, tugendhaft? „ Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. **Tugendhaft** ist zu menschlich, zu philosophisch. „ Was mir „ und den beschieden, „ nämlich ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die **den**? Vermuthlich die Umstehenden, also **denen**, **diesen**; undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? **Dieß ist der Bösen Eigenschaft.** Herzlich matt, trocken, gereimt.

„ Der

„ Der Sperling ward so gleich gerührt. „ Darüber kann man sich mit recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredtsamkeit, sondern auf die Sachen. „ Nur bin ich „ noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn „ oder Sagen zu diesem Siege beygetragen. „ „ Es scheint als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, **Nur bin ich noch nicht** überführt auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „ Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen. „ Das **Sagen** anstatt ihre Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. „ Zu diesem Siege beygetragen „ **Beygetragen** ist nebst dem **ob mehr** durchaus matt, prosaisch; und **Sieg** schickt sich hieher nicht. **Die Ueberzeugung war geschehn.** Da schon der Sieg war erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „ Gleich von dieser Stunde „ Das **gleich** ist nicht schön. **Nun** in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „ Er hält sein „ Wort auch ohne Schwur. „ **Ohne Schwur**; „ wieder der Reim! „ Und ob er öfters füttern „ sahe. „ Das **ob er**, anstatt **ob er gleich**, ist unrichtig und matt. „ Kam er doch nie dem Schlage nahe; „ **nahe**, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „ Einst frißt er in der schönsten Ruh; „ **schönste Ruh**, schlecht gesagt! Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der

Autor. „Da sieht ihm unsre Taube zu. „ Schläfrig verbunden! „ Wie klug weißt du im Sitzen. „ Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „ Der fremden Frucht bequem zu nützen. „ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: Wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken! Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. „ Der Sperling hüpft so gleich empor. Hüpft empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor. Dieß ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? Ist der Umstand gebraucht worden? „ Hab ich mein Laster nicht gelassen? „ Mein Laster; zu arg! Frömmer als zuvor, ist nicht die rechte Sprache. „ Du frömmer? rief die Taube nach. „ Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht der Leser nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung ist? „ Du bist noch „ eben deine Schmach. „ Das ist sehr poetisch geredt, bis auf das eben; das schickt sich in den fremden Ton, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Fresser ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist zu grob geschmält. Das heißt die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. Dir wohnt dein böser Trieb noch bey. „ Beywoh-

wohnen; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. „ Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen. „ Beyzubringen; gereimt, anstatt dich zu bereden. Dieß war das Wort. „ Daß deine Brust „ gebessert sey, „ Brust, sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Mine, und also die Mine, die sie nicht haben soll. „ Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn. „ Gelehrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „ Ein Laster wird itzt ausgetrieben. „ Austreiben ist platt; vertrieben sollte es heißen. „ Der Weichling flieht den geilen Scherz. „ Was ist der geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich mit Herz schließen. „ Wird karg und nennt sich fromm und klüger. „ Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres, und berden uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler, und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler

wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl iemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammendrucken lassen?

Vermischte Schriften
von
C. F. Gellert.

Zweyter Theil.

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.

Nichts scheint leichter zu seyn, als sich zu überführen, daß es nicht gut seyn würde, wenn wir unser Schicksal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunsch, sein Schicksal zu kennen, den meisten Menschen ein angenehmer Wunsch. Eben diejenigen, die

am

am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels sey, sein Glück und Unglück nicht voraus zu sehen, wünschen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft sich unsern Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schicksal sich ihnen auf einmal darstellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieses Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich sehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe diesen unzeitigen Wunsch in uns hervorbringen können. Die Begierde glücklich zu werden, ist ein unentbehrlicher Theil unserer Natur, und die Begierde, andre glücklich zu machen, die edelste Wollust eines rechtschaffnen Mannes; beyde aber können uns oft zu dem Wunsche verleiten, unser Schicksal zum voraus zu wissen.

Ich verstehe unter dem Schicksale eines jeden die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wenn wir diese vorhersehen sollen so können wir sie entweder stückweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange sehen. Stückweise nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als gesund seyn würde; daß ich einen großen Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Ursachen dieser Zufälle wüßte. Im Zusammenhange sein Schicksal vorhersehen,

heißt

heißt alle Umstände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unser Leben zusammengesetzet ist, der unglücklichen sowohl als der glücklichen. Also müßte ich, in Ansehung der Liebe und der Ehe, nicht blos wissen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen würde; sondern ich müßte zum voraus sehen, durch was für Umstände und zu welcher Zeit dieses geschehen, und ob meine Gattinn schön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böser Gemüthsart, und wenig oder viel Jahre mein seyn würde. Diese vollständige Wissenschaft von seinem Schicksale würde, wenn sie möglich wäre, schreckliche Uebel nach sich ziehen, wie sich in der Folge zeigen wird. Die erste Art hingegen scheint die leichteste und bequemste zu seyn; doch sie würde uns wenig nützen, und unsre Neubegierde mehr erwecken, als stillen. Denn etwas wissen, und nicht alles wissen ist eben so viel, als durstig seyn und zu einem verschloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dieß ist mir angenehm. Allein, wenn werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir selber, oder die Bosheit der Menschen? Werden diese aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider seyn? Werden sie es

mit

mit Fleiß, oder aus Unvorsichtigkeit thun? Tausend solche Fragen werden entstehen, wenn ich mein Schicksal nur stückweise kenne; und wie sehr werden sie mich beunruhigen, da ich mir dieselben beantworten zu können wünschte, und doch nicht beantworten kann! Anstatt, daß eine solche Wissenschaft mein Verlangen befriedigen sollte: so wird es durch sie nur desto stärker gereizet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zusammenfluß der Reichthümer, die Ehrsucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, sondern steigt: so wird auch das Verlangen, sein Schicksal zu kennen, durch eine summarische Nachricht nicht so wohl gestillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in seinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerksamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geschickt ist, diese Wahrheit in sich zu fühlen, der wird weit weniger geschickt seyn, sie in einem Beweise zu verstehen. Ja sagt man vielleicht, es ist wahr, ich weiß auf solche Art nicht genug; aber ich weiß doch etwas! Ich weiß, ich werde groß, geehrt, reich, alt werden. Dieses sind angenehme Erwartungen; und ist eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht besser, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein

Un=

Unglück, sondern nur mein Glück vorher zu wissen. Dieser Vorschlag läßt sich denken, aber vielleicht schwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, sein gutes Schicksal, ohne sein böses kennen zu lernen: so fürchte ich doch, daß der meiste Theil der Menschen, wenn er sein zukünftiges Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück nach seiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieses deutlicher machen. Wenn wir das Glück als die Erfüllung unsrer Wünsche, betrachten, so sind die meisten unglücklich. Wenn wir also unser Glück vorhersehen sollten: so würden wir, wenn wir es gegen unsre Wünsche hielten, entweder etwas sehr geringschätziges, oder ganz etwas anders, als wir wünschen: und also nach unsern Gedanken kein Glück sehen. Es ist ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die Meisten durch eine Eingebung einen kurzen Auszung von ihrem Leben bekommen sollten: so würde er diesen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geitzigen, die Wollüstigen für einen Trost schmecken, wenn sie dieses ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und also wüßten sie, an statt ihr Glück zu wissen, nichts als daß sie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und sage ihm, daß er bestimmt sey, ein großer General

zu werden, und mit der größten Gefahr erstaunliche Thaten auszuführen. Er wird erschrecken, und über diese Nachricht mehr Angst ausstehn, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umstände genöthiget, sein Leben vor dem Feinde wagen sollte, und vielleicht durch Gewohnheit getrost, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indessen wird er es zu der Zeit seiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder sich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf diese Art sieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unserm Wunsche, nur unser Glück, außer seinem Zusammenhange mit unserm Unglücke, offenbaret werden sollte, wir doch nicht ruhig, sondern viel unruhiger werden würden, als wir sind, da wir es nicht wissen.

Und wenn soll uns denn endlich unser Glück vorher verkündigt werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergesse nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unsre Neigungen haben, daß wir mit jedem neuen Zeitlaufe unsers Lebens unsre Wünsche ändern; und das gering schätzen, was wir erst hochgeachtet haben, und hoch schätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unsrer

rer Beruhigung werden? Diesen jungen Menschen quälet der Ehrgeiz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen besteht sein Glück. Hilf Himmel, wie wird er sich entsetzen! Er hoffte wenigstens ein vornehmer Staatsbedienter in seinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters ist das ganze Glück, mit welchem er sich nach so prächtigen Träumen soll begnügen lassen. Er sieht in seinem Glücke seine Wünsche nicht; und diese wollen wir doch eigentlich erfüllt sehen, wenn wir unser Glück voraus zu wissen begehren. Man urtheile selbst, ob dieser Jüngling sich über sein Schicksal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn seyn, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen sollen? Denn vielleicht haben die Umstände der Zeit und der Welt in zehn Jahren seine hohen Gedanken so ermüdet, daß ihm diese Bedienung sehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts so sehr wünschet, als sich zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu sehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wissen. Sie siehet zu ihrem Entsetzen, daß sie ihrem Damon nicht zu Theile werden, sondern an der Seite eines finstern und schon bejahrten Mannes ihr Leben beschliessen wird. Dieß ist ihr Glück; und unglücklich würde ihre Ehe

gewesen seyn, wenn der unbeständige Damon seine Absichten auf sie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfassung wird sie, wegen dieser Nachricht, die Hände ringen, und sich für die unglückseligste Person in der Welt halten.

Wenn es also auch möglich wäre, unser Glück so vorher zu sehen, daß uns unser Unglück unbekannt bliebe: so würden doch die meisten Menschen; sich nicht wohl dabey befinden, weil die Wenigsten, wenn wir die Sprache der Welt und nicht der Philosophen reden wollen, Glück haben. Denn bey den Meisten ist das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gütern, Wollust, hohe Ehrenstellen, ausgesuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die Wenigsten diese so genannten Glückseligkeiten in der Art, wie sie solche wünschen; und also würden die Wenigsten ihr Glück, die Meisten in ihrem Glücke ihr Elend voraussehen. Folglich wird dieses Verlangen, seine Zukunft zu wissen, auch wenn es sich nur auf die angenehmen Begebenheiten einschränkt, dadurch nichts weiser werden.

Ferner bestehet das Glück der Meisten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; sondern unsere vergnügten Zufälle sind mit mißvergnügten durchflochten, und unsre heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorherge-

gegangene trübe. Und wenn der Mensch diese nicht weiß: (diese will aber der nicht wissen, der nur sein gutes Schicksal zu sehen verlangt) so wird er, was in dem Zusammenhange ein großes Glück war, außer dem Zusammenhange für ein kleines, oder für gar keines, halten. Doch wir wollen diese Art, sein Glück in einem Auszuge vorher zu wissen, nicht weiter berühren, noch von dem Schaden, der daraus fliessen würde, ins besondere reden. Er wird sich leicht aus dem schliessen lassen, was wir von der andern Art, sein Schicksal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wissen, sagen werden.

Diese Art kann man sich ungefähr so vorstellen, wie die Nativitätsstellungen sind, in welchen man dem Leichtglaubigen zu zeigen verspricht, was ihm von Tage zu Tage begegnen wird, und zwar mit seinen Ursachen. Die Ursachen unsrer Begebenheiten sind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menschen gegründet. Und sein Schicksal mit seinen Ursachen vorhersehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir selber durch unser Thun und Lassen, oder was andre Menschen zu unserm Vergnügen, oder zu unserm Verderben beytragen werden. Würde eine solche menschliche Allwissenheit, wenn ich mich also ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches seyn? Auf diese Art wären wir

von der Furcht, die unser Herz so ängstiget, auf einmal befreyt, und könnten tausend Unternehmungen, bey denen wir itzt zittern, getrost und ohne Unruhe wagen. Unsere Hoffnung würde stärker und süsser werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, worzu er zeitlebens bestimmt wäre, würde sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensart besser anschicken. Diese drey Vortheile mögen wohl bey den Meisten die süsse Nahrung des Verlangens seyn, ihr Zukünftiges vorher zu sehen. Und wenn diese Vortheile gegründet wären: so würde nichts gerechter seyn, als eben dieses Verlangen. Wir wollen sie prüfen.

Ist es wahr, daß unsre Furcht fällt, wenn ich weiß, was mir in meinem Leben bevorsteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böse wird mir bis zu seinem Anbruche eine beständige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche, oder wahrscheinliche Zufälle. Von dieser Furcht sind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewisse Uebel. Ist dieses ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewisses bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Ich sehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenschaft zubringen muß;

werde ich diese Gefangenschaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausstehen, ehe ich in dieselbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit seinen Umständen, in seiner Ordnung weiß. Also werde ich entweder wissen, daß mir diese Gefangenschaft aus verborgnen Ursachen von der Vorsehung zugeschickt wird; oder, daß ich, durch mein Versehen, oder durch meine Redlichkeit, daran Schuld bin; oder, daß andere Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Diese will befriedigt seyn, und es ist doch unmöglich, sie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel bestürmen! Welche bittere Verweise werde ich mir selbst geben, wenn ich Schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin; mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mirs verursachen! Werden mich nicht alle diese Vorstellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genossen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus gesehen? Werden sie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das sich nur zum Genusse anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der schlimmen Seite ansieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewisse Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen, durch das gewiß bevorstehende Glück, um eben so viel verstärket werden muß. Dieses läßt sich nicht so leicht entscheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen, und, so zu sagen, gegeneinander aufheben will: so müssen sie ein gewisses Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verlust meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte, der Besitz grosser Reichthümer seyn. Diese beyden Dinge lassen sich nicht gegen einander abwägen, in so fern man auf die Menschen und ihre Art sieht, die Güter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament bestimmt wird. Denn die Kraft, mit der sie mich beyde, das eine durch die Furcht, das andre durch die Hoffnung, zum voraus rühren werden, liegt nicht so wohl in ihnen selbst, als in meinem Gemüthscharakter, und in dem mir eignen und natürlichen, größern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder Reichthum. Wenn ich von Natur ehrgeizig bin, und ich sehe zum voraus, daß ich in zwey Jahren mit allem meinem Ruhme ein Märchen seyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehntausend Thaler erben werde: so wird diese Hoffnung gegen den Eindruck, den

die Furcht der zukünftigen Schande in mir verursachen wird, sehr gering seyn. Und wenn ich Gutes und Böses, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will: so müssen sie einerley Trieb in mir zum Grunde haben. So ist der Trieb nach Ehre, und der Trieb keine Schande zu haben, an und für sich eins, und nur durch unsre Art zu denken getrennt. Daher müssen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wollust und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwischen der Größe der Hoffnung anstellen wollen. Allein so verfährt unser Schicksal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrsüchtig ist, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig ist, und sein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Also wird es selten wahr seyn, daß das Vergnügen durch die Hoffnung eines gewissen Guten, das ich zum voraus sehe, um eben so viel wachsen sollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachsen war.

Und wo weiß ich denn, wie viel von dem, was mein Wunsch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückseligkeit, und desto mehr Unglück in sich enthält? Und solch ein Leben voraus zu sehen, muß ich in Gefahr stehen, so bald ich mein Schicksal weiß? Wie glückselig schätze ich mich, daß mirs der Schöp-

ser verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen seyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorstehenden Glücke in meinem Gedächtnisse mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattinn zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir diese Jahre verstreichen? Ich zweifle sehr daran. Meine Hoffnung würde mir selber zur Last werden, weil ich sie nicht gleich stillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kömmt: so kömmt uns das Glück, so zeitig es auch kömmt, doch allemal zu spät.

Ich glaube so gar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umständliche Vorherwissen unsers irdischen Glücks geschwächt werden würde, wenigstens bey den Meisten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünschen und hoffen, ist gemeiniglich größer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann sagen, daß die Gränzen unsrer Hoffnung unsre Wünsche sind. Wie weitläuftig, wie unbestimmt sind diese nicht! Wenn wir nun unser künftiges Glück wissen: so steht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, sondern unsre Hoffnung wird

als-

alsdenn von unserm Glücke regiert. Ist dieses klein, oder wenigstens nach unserm Wunsche gerechnet, klein: so wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden als es war, ehe wir unser Schicksal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorschmack unsers Glücks, nicht weiter untersuchen. Wir wollen vielmehr sehen, ob wir nicht selbst an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüßen, wenn wir es vorher wissen. Mir scheint es so. Es giebt eine gewisse Furcht, die eben das bey unserm Vergnügen ausrichtet, was eine scharfe Würze bey gewissen Speisen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen desto lebhafter schmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs genieße, so sehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtsamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr besiegt habe. Ich würde aber nicht so viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichsam in volle Bewegung gesetzt hätte. Dieses fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weiß. Es ist ferner wahr, daß ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergesehnes, wenn die Umstände von beyden gleich sind. Endlich würden, wenn wir unser Schicksal voraussähen, auch wir, wahrnehmen, daß wir es die meisten male nicht uns, nicht unsrer Geschicklichkeit, nicht unsern Ver-

diensten, sondern oft dem Zufalle, und andern Menschen, zu danken hätten. Und auf diese Art würde unsrer Eitelkeit ein großes Vergnügen entgehen, mit dem wir in unsern itzigen Umständen die guten Begebenheiten unsers Lebens gemeiniglich unsern Verdiensten zuschreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum seyn; dennoch kann uns auch ein Irrthum vergnügen, so lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir noch immer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich würde, so möchte man denken, mich desto mehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre. Ich halte dieses für einen Betrug; und wie viel läßt sich nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines berühren. Wenn ich von Natur zu dieser Lebensart, die mein Glück in sich hält, nicht Lust habe: so werde ich mich nur um desto weniger zu derselben anschicken; denn das Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich also meiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Verdienste werde ich zu dem Stande, der mir einmal beschieden ist, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung für diesen Stand eingenommen: so werde ich mich zu demselben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz sein künftiges Schicksal nicht erfahren hätte. Was hilft mir also meine Einsicht in dieses mein Schicksal?

Bis hieher haben wir nur untersucht, was einem ieden ins besondre entgehen könnte, wenn er sein Schicksal vorher wüßte. Aber wir müssen uns nicht bloß von andern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen, was im Ganzen, in der Welt, in dem Zusammenhange der Dinge entstehen würde, wenn ieder wüßte, was ihm begegnen sollte. Ich, für meine Person, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menschen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schicksal vorher wüßten. Dieses müßte ganz anders beschaffen seyn, als es ist, da wir es nicht wissen. Eine einzige Handlung eines Menschen hat oft einen Einfluß in das Schicksal vieler tausend Menschen. Die Triebfedern unsrer Handlungen sind Hoffnung und Furcht. Wenn man diese verändert, oder wegnimmt: so werden auch unsre Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unsre Hoffnung aber und unsre Furcht würden anders seyn, wenn wir vorher wüßten, was geschehen sollte; also würden auch unsre Handlungen, in so weit sie auf unsern freyen Willen ankommen, anders beschaffen seyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, was er am Ende sah? Es ist nicht zu glauben. Alle diejenigen Menschen, welche auf dieser Flotte umgekommen,

men, oder elend, oder auf gewisse Art glücklich geworden sind, würden also ein anders Schicksal gehabt haben, als sie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf diese Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt seyn würden, wenn ein ieder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie anders seyn, wird man einwenden. Es müßte doch tausend Böses, das von dem freyen Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hineindringen, und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bey unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir itzt haben: so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieses oder jenes Böse unterließen: so würden wir dafür ein anders begehen. Ich will annehmen, daß wir die Laster, die sich selbst bestrafen, unterliessen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freyheit und Tugend im ersten Falle werden? Die Völlerey ist ein Laster, das sich bey vielen selber bestrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk sich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, gesehen hätte, daß dieses geschehen würde: so hätte ers vielleicht unterlassen. Und also wäre ein Uebel weniger in

der

der Welt. Es ist wahr. Allein wäre dieses Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorstellung, du wirst nothwendig eher sterben, wenn du viel trinkst, eben so stark seyn, als wenn einer mit dem blossen Schwerte vor mir steht, und mich von dem, was ich ohne diesen Zwang ausgeführet haben würde, gewaltsam abhält? Wäre dieses nun Zwang, oder Freyheit? Endlich sehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größten Ausschweifungen in der Wollust begehen, doch das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen, und äußerlich immer glücklich dabey leben. Wodurch sollten also diese von ihren Lastern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unsers Todes für Unheil stiften? Was würden die guten Zufälle, was die bösen, welche unwidertreiblich wären, und solche würde es allezeit in der Liste der Begebenheiten unsers Lebens geben, für Folgen nach sich ziehen? Hier würden ganze Häuser wegen des bevorstehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkne vor Freude und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das gemeine Beste befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung sich selbst, oder andern das Leben nehmen! Der Vater würde seinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigsten Jahre auf dem Rabensteine sterben sähe.

Den Freund, der uns morgen unser Glück rauben sollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht andre uns aus Rache, oder wir aus Reue, uns schon selbst umgebracht. Kurz, die Welt würde nicht lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüte ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder als Schlaftrunkne, die nicht viel zu befürchten hätten, einschlafen. Itzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unser Gutes bald kommen werde; und so streicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewisse Uebel, und auf diese Art bleiben wir immer noch gelassen und geschickt, sie abzuwenden. Wie würden die Menschen ihr Schicksal einander geschwätzig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid und mit demselben für Unheil erfolgen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhause umbringen würde? Würde Cicero so viel Gutes gestiftet haben? Würde er, ungeachtet seiner Ehrbegierde, wohl jemals Consul geworden seyn, wenn er zum voraus gesehen hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein gewaltsamer Tod seyn würde? Würde mancher nach einem Glücke gestrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beschwerlichkeiten voraus gewußt

hät-

hätte, die er viele Jahre hintereinander, ohne es selbst wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine große, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wissenschaft seines Schicksals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertraun und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorsehung, demüthig und liebreich gegen die Menschen seyn? Würde nicht durch ein umständliches Vorherwissen Tugend und Religion beynah gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Mensch wünscht auf eine oder die andre Art etwas Widersprechendes, wenn er sein zukünftiges Schicksal nach allen seinen Umständen vorher zu wissen verlanget. Er wünscht entweder, Begebenheiten vorher zu wissen, die nie Begebenheiten seyn werden, so bald er sie weiß, und so lange er bey seinem Vorherwissen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenschaften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinnen itzt seine Natur besteht; das heißt, er wünscht zu wissen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerspruch! Oder sollen die Begebenheiten erfolgen können, so wünscht er entweder die gegenwärtige Einrichtung seiner Natur, oder seine Freyheit zu verlieren: das heißt,

er wünscht, ein Mensch, und auch kein Mensch zu seyn. So widersprechend und thöricht ist der neugierige Wunsch, sein künftiges Schicksal umständlich vorher zu wissen. Und gesetzt, er wäre dieß nicht: so wird er doch stets einer der feindseligsten Wünsche seyn, die der Mensch wider sich selbst thun kann. Gesetzt, die Welt und die menschliche Natur könnten dabey bestehen, welche Hölle würde die Welt seyn, und welch schreckliches Glück das Glück, ein Mensch zu seyn! Ja sollte es Menschen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schicksal voraus zu sagen: so bite und beschwöre ich sie, mir ihre unselige Weisheit zu verschweigen. Pest, Hunger und Schwert sind grosse Landplagen; aber Nativitätsteller, wofern es welche gäbe, Nativitätsteller für das ganze menschliche Geschlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle diese Uebel seyn.

Von dem Einfluße der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede,

bey dem

Antritte der Profession.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Ich würde höchst undankbar, und eben so unfähig seyn, den Werth einer Wohlthat zu empfinden, als sie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigsten Augusts zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der schönsten und glücklichsten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnädigen, oder die Würde dieses Amtes selbst, oder den Ort, wo ich es führen soll: so finde ich überall Ursachen, mir Glück zu wünschen, die Gnade des Königs zu preisen, und den im Stillen anzubeten, der alle unsre Schicksale lenket. Allein eben diese königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen soll, erfüllen mein Herz mit einer gewissen Furchtsamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weiß,

als wenn ich sie aufrichtig bekenne, Habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wissenschaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen, werde ich die Fußtapfen so würdiger Vorgänger, Eure Fußtapfen, Ihr Väter und Lehrer dieser Akademie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theuerste Commilitonen, haltet dieses nicht für die Sprache einer stolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen stets zu wohl gekannt, als daß ich je nach diesem Amte gestrebt hätte. Ich habe es nicht gesucht, als bis man mir befohlen, es zu suchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, stets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienste sucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtsamkeit dieses akademische Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich stolz genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienste anzusehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwiesen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinste Theil übrig ist, wird nicht zureichen, sie zu verdienen; aber kein Theil soll davon verstreichen, an dem ich sie nicht mit allem Eifer zu verdienen streben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieser hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines

heuti-

heutigen Versprechens, und rufe die Vorsicht an, daß sie meine Bemühungen segne, und mich das selige Glück erfahren laße, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menschen befördert zu haben.

Um aber die erste Pflicht meines Amtes zu beobachten, so erlaubet mir, daß ich diese Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die schönen Wissenschaften aus einem Grunde ermuntre, der mit der Würde des Menschen sa genau verbunden ist; daß ich ihnen den Einfluß zeige, den sie in das Herz des Menschen, in die Sitten, und in das gemeine Leben haben.

Niemand läugnet, oder sollte doch läugnen, daß die schönen Wissenschaften den Verstand schärfen, die Einbildungskraft beleben, und das Gedächtniß mit einer Menge von Kenntnissen bereichern, ohne die man sich nie weder in den göttlichen noch in den menschlichen Wissenschaften, weder in den öffentlichen noch in den häuslichen Geschäfften, über das Mittelmäßige erheben wird. Ich würde unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weitläuftig beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet hier eine ehrwürdige Versammlung von Kennern und Lehrern in allen Arten der Wissenschaften, deren Beyspiele stärker beweisen, als alle Gründe des Redners! Durch welche Wege sind

sie

sie bis zu dieser Größe emporgestiegen? Wodurch erwarben sie sich alle die Verdienste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel Licht, Gründlichkeit, und Anmuth zu geben? Dadurch, daß sie die engen Schranken gewisser Compendien und Systeme ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockner Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie als Beredtsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen machten? Es ist wahr, der Name eines großen Gelehrten wird nicht durch Studieren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunst und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewisse natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele erfodert, die den Menschen zu allen großen Unternehmungen begeistern muß. Allein was vermag das beste Genie ohne Unterricht, ohne Kunst, ohne Uebung? Was wird der größte Geist treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wissenschaften gebildet, noch nicht mit einem

Vor=

Vorrathe schöner und nützlicher Gedanken ausgerüstet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeschmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert ist? Wird man wahr, genau, schön und mannichfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menschen rühren können, wenn man sich nicht einen guten Geschmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten, und besonders die Kenntniß des menschlichen Herzens erworben hat? Diese Vortheile schenket uns die Erlernung der schönen Wissenschaften. Aber wie? Sind sie bloß von dieser Seite liebenswürdig, bloß darum so schätzbar, daß sie den Saamen einer reichen Erndte nur in unsern Verstand, nicht aber in unser Herz ausstreuen? daß sie uns nur richtig, schön, und erhaben denken und schreiben, nicht aber gut, schön und edel empfinden und begehren lehren? daß sie uns nur mit feinen und großen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Gesinnungen; nur mit schönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur schön, was recht, was tugendhaft ist, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabne erfüllen? Wenn der Nutzen der schönen Wissenschaften nur auf die Studierstube und den Autor eingeschränkt ist; wenn er uns

nicht

nicht in die Welt, in die Gesellschaften, in die Geschäffte des Lebens und unsrer Häuser folget; wenn sie unsern Geist nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen Empfindungen zu beleben; wenn sie uns bey einem angebauten Verstande ein rohes und ungebildetes Herz lassen: so höret, Jünglinge, meine Ermahnung, diese Wissenschaften zu erlernen, höret sie nicht; haltet sie für die Sprache der Partheylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er sich beschäfftiget, und darum rühmet, weil er sich damit beschäfftiget; der nur das anpreist, was seinem Stolze und seiner Eitelkeit schmeichelt. Aber wenn ich Euch, so weit es die engen Schranken einer Rede, und die kostbare Geduld gelehrter Männer erlauben, wenn ich Euch beweise, daß eine gründliche Erlernung der schönen Wissenschaften einen großen Einfluß in unser Herz, in unsre Sitten, in das gemeine Leben hat: so versaget Eure Liebe und Euren Fleiß diesen Künsten nicht.

Wenn man die schönen Wissenschaften wohl und fleißig studieret, so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschmack, das ist, eine zarte, geschwinde und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes so wohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel,

edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißhällig ist. Diese feine Empfindung, die in dem ersten Falle von einem geheimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieser gute Geschmack wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm nicht allein in unsern Schriften, sondern auch in unsern Gesprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur über unsre Art zu denken, sondern über unsern ganzen Charakter aus. Er wachet, gleich einem getreuen Aufseher, über alle Pflichten unsers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir sie verrichten sollen. Er machet uns nicht tugendhaft; aber er giebt unsern Tugenden einen Werth und eine Anmuth, die sie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch soll ich Euch dieses beweisen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der schönen Wissenschaften hergenommen sind, oder durch Zeugnisse und Beyspiele?

Stellet euch einen Freund der schönen Wissenschaften vor; einen Mann, der die Meisterstücke der Alten und Neuern liest, und mit Empfindung liest; der das, was in ihnen schön, edel und groß ist, nicht nur bald entdeckt, sondern dieß Schöne, dieß Edle und Große selbst fühlet, und

desto

desto stärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedrückt sieht, entzücken; der die großen Beyspiele der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuths, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geistes entdeckt, nicht nur bemerkt, sondern tief, und desto tiefer in sein Herz eindrückt, weil er sie in der liebenswürdigsten Gestalt, in ihrem schönsten Lichte erblicket; stellet euch einen Mann vor, der so die schönen Wissenschaften studieret, so die geistvollen Werke der Aeltern und Neuern liest, und sprechet, ob der Nutzen von seinem Studieren nur in seinem Verstande bleiben, oder ob er nicht auch in sein Herz, in seine Sitten, in sein Leben übergehen werde? Wird derjenige, der den Werth der Freundschaft, die Heiligkeit des gegebnen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwiesenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat so oft empfand; der so oft sich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, so oft in einem erhabnen Beyspiele zu großen Entschließungen begeistert fühlte; wird der im gemeinen Leben so leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beschwerlicher Ehemann, ein treuloser Freund, ein unangenehmer Gesellschafter, ein kalter und müßiger Zuschauer

bey

bey dem Unglücke andrer seyn können? Wird ihn nicht sein Herz, durch die schönen Wissenschaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt in seinen Handlungen, in seinen Gesprächen, kurz in allen Verrichtungen seines Lebens, wird es ihn hier nicht eben so, wie im Lesen oder Schreiben durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem jeden Vorfalle, an jedem Orte, in jedem Verhältnisse schön, gut und wohlanständig, was zu viel und was zu wenig sey?

Ich behaupte hiedurch nicht, daß die Erlernung der schönen Künste uns die Tugend selbst einflöße, sondern nur, daß sie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache. Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn desto deutlicher einzusehen, so stellet Euch den Freund der schönen Wissenschaften, stellet Euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Lesen der Autoren weiß, wie viel eine Sache durch die Art, mit der sie gesagt wird, gewinnt, wie man sie vortheilhaft wenden, und dem andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beständigen Umgange mit guten Schriften die Kunst gelernt hat, alles was in dem Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, schmutzig, hart und beschwerlich ist, zu vermeiden, oder zu verbergen, und

überall

überall den Wohlstand zu beobachten. Wird dieser Mann, wenn er mit seinen Freunden, mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit Gönnern, mit Clienten, mit Fremden spricht und handelt, wird er nicht dieser Empfindung des Wohlstandes, die ihn immerzu gleich einem wachsamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht selbst diesen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend seyn, wenn er scherzet, mürrisch, wenn er tadelt, gebietrisch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in seinen Gesprächen bäurisch und niederträchtig, in seinem Aeußerlichen beschwerlich und eckelhaft seyn? Er, der durch eine feine Empfindung gelehrt, so wohl weiß, was in den Werken des Geistes edel, groß, natürlich, frey, was schön und nicht schön sey?

Man glaube also nicht, daß die Erlernung der schönen Künste nur in so weit gut sey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derselben werden, als man selbst ein Redner, ein Dichter, ein Geschichtschreiber seyn will. Nein, ihr Geist wird uns als ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens, in die Geschäffte des Hauses, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den Cicero

beseelen,

beseelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beseelen, wenn er regiert, wenn er das Feuer der Zusammenverschwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schicksal einzelner Personen und ganzer Länder entscheidet. Eben der gute Geschmack, der in seinen Reden herrschet, wird auch da herrschen, wenn er mit seinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe schreibt. Eben der Geist der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie, der den Paul Aemil eine Armee vortheilhaft stellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Fest für ganz Griechenland mit einer anständigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den Plinius belebt, wenn er der Lobredner Trajans ist, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob seiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von seiner Liebe schreibt. Eben der Geist der Menschlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für seine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Christen erzählt. Eben der gute Geschmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geistes liest, wird ihn auch in seinen Handlungsgeschäfften angenehm und beredt, und in seinen Erfindungen neu und sinnreich machen.

Aber höre ich einige sagen, wenn die Kenntniß der schönen Wissenschaften einen Einfluß in das

Herz,

Herz, in die Sitten und Handlungen des Menschen hat; woher kommen unter denen, die ihr ganzes Leben diesen Künsten gewidmet haben, so viel Ungesittete, Mürrische, Zanksüchtige, Stolze, Wollüstige, woher so viele Pedanten? Wie viele, denen man das Verdienst der Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichsten Werke, die sie geschrieben, durch die schandbarsten Zänkereyen die guten Sitten entehret! Muß man nicht aus ihren Schriften auf ihren Charakter schließen? Es ist wahr, dieser Vorwurf beschämt die Liebhaber der schönen Wissenschaften, aber er schadet meiner Sache nicht. Ich habe den schönen Künsten keine Zauberkraft zugeschrieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen gesittet machte, und ein iedes unedles Herz in ein edles verwandelte. Es ist auch nicht schwer, die Ursachen zu entdecken, warum viele von denen, die sich diesen Künsten ergeben, oft von dem Aeußerlichen und demjenigen, was man den eingeführten Wohlstand nennt, so verlassen sind. Begierig auf ihre Künste, verschließen sie sich auf ihre Studierstuben, und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; ist es zu verwundern, daß sie ihre Rolle schüchtern und ängstlich spielen, wenn sie denselben so selten betreten? Ist es zu verwundern,

daß

daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in Gesellschaften nie genützt haben, Männer ohne Geschmack zu seyn scheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden? So gewiß es ist, daß der Umgang allein, ohne Einsicht, ohne Geschmack, uns nichts, als den Ton des Wohlstandes lehren, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt: so gewiß ist es auch, daß der Geschmack in den schönen Künsten, wenn er nicht auf das gemeine Leben und die Gesetze des Wohlstandes durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben so leicht ist es, die Ursache zu finden, warum diejenigen, die sich diesen Künsten widmen, bey einem gebesserten Verstande immer noch ein ungebessertes Herz behalten, und so leicht stolz und eitel werden. Sie studieren, um viel zu wissen, um tadeln zu können, um andre zu übertreffen; und sie belohnen sich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was sie treiben, sondern stets an sich. Sie studiren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, sondern um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen. Nicht die Wissenschaften also, sondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht viele selbst die Lehren der Religion, die sie mit ihrem Verstande vollkom-

men gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieses zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menschliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu bessern? Wie unentbehrlich ist das Licht unsern Augen, und wie gewiß ist es dennoch, daß zuviel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köstliches Geschenke der Natur zu seyn? Wenn ich also behaupte, daß die schönen Wissenschaften einen Einfluß in unser Herz, und in unsere Sitten haben: so behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, jede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein lasterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; sondern nur die Kraft, unser Herz guten und edlen Empfindungen aufzuschließen, und unsre Tugenden zu verschönern, indem sie unsre Einsicht verschönern. Man stelle mir die geizigen Senecas entgegen, die so vortrefflich von der Verachtung der Reichthümer geschrieben haben! Ich will es glauben, daß sie geizig gewesen sind; ich behaupte aber zugleich, daß sie es ohne Wissenschaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art gewesen seyn würden.

Aber

Aber dein Cicero, der grosse Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften; Er, dessen Geist grösser war, als die Herrschaft Roms; war er nicht eben so stolz als gelehrt? Hat er nicht in seinem Briefe an den Lucejus ein ewiges Denkmal seiner Eitelkeit hinterlassen? Ja; ich gebe es zu. Aber man sey so groß wie Cicero; man habe so viel Rühmliches verrichtet, so viel Göttliches geschrieben, so viel für sein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrscht: und dann, dann wird diese Begierde nach Ruhm wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehler seyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht viele gebe, welche ohne ie die schönen Wissenschaften studiert zu haben, sehr gesittet, und oft gesitteter sind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden? Ich räume es ein, es giebt ihrer viele. Aber man frage zugleich diese Gesitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die sie gehabt, nach den Büchern, die sie gelesen; und man wird finden, daß ihre Aeltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der schönen Wissenschaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles gierig gelesen, alle Schätze der Weisheit stolz in sich aufgehäuft, alles was mit der Mine der Gelehrsamkeit schmeichelt, mühsam untersucht, tausend

verwickelte Fragen entschieden, tausend philosophische Spitzfindigkeiten erforscht hat; nicht der ist es allemal, der mit Recht sich rühmen kann, die schönen Wissenschaften studiret, für sein Herz studiret zu haben. Ein Andrer, der nur etliche, nur die besten Bücher fleißig, mit Aufmerksamkeit, mit Empfindung gelesen, so gelesen, daß er sich oft bis zum Schreiben begeistert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Lesens selbst gezogen hat; auch der hat aus den schönen Wissenschaften geschöpft, auch der hat aus ihnen sein Herz und seine Sitten gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clarissa, oder ein Grandison, dem aufmerksamen Leser mehr gute und edle Empfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek moralischer Schriften dem Gelehrten nicht giebt, der sie nur liest, um sie gelesen zu haben, um davon reden und mit seiner Belesenheit schimmern zu können. Es bleibt also gewiß; auch bey dem, der sich nicht ganz den Wissenschaften widmet, wird eine fleißige Bekanntschaft mit den Werken der Beredsamkeit und Poesie, insonderheit derer, welche für das Herz geschrieben sind; mit den Werken, die uns entweder die Tugend in ihrer liebenswürdigen Gestalt, oder das Laster von seiner abscheulichen oder lächerlichen

chen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine solche Bekanntschaft das Herz nicht nur empfindlich, sondern auf sich und seine eignen Fehler aufmerksam machen. Und so werden die guten und bösen Charaktere in dem Heldengedichte, in der Tragödie, in der Komödie, in dem Romane; so wird eine Fabel, eine Erdichtung besser als Cratippus und Crantor lehren, ie weniger sie die Mine des Lehrers verrathen; und einen desto tiefern und dauerhaftern Eindruck zurücklassen, je mehr sie im Lesen entzückten.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch: überall werdet ihr die schönen Künste von einer feinen Lebensart und von gesellschaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten sproßten, wie die Rosen unter den Füssen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den schönen Wissenschaften kam die Höflichkeit und Leutseligkeit nach Rom; und nie erschienen sie einem Volke, wo sie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem sie die Einsichten des Volks verbessert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders seyn? Es ist ein allgemeines Gesetz, eine ewige und unveränderliche Richtschnur für unsern Geist, alles, was ihm

unangenehm und beschwerlich ist, von sich zu entfernen, und das zu suchen, was ihm angenehm und schön dünket. Eben die Empfindung von der Ordnung, dem Anstande, der Uebereinstimmung, welche wir in den Werken der Künste, in regelmäßigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortrefflicher Schilldereyen, in dem Lesen geistreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben diese Empfindung, die sich hier unvermerkt in unsere Seele eindrückt und in ihr festsetzet, folget uns sodann in die gesellschaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daß wir daran denken, die Regeln des Wohlstandes, der Ordnung, der Natur beobachten, das Rauhe und Gezwungene aus unsern Sitten eben so, wie aus unsrer Art zu denken, verbannen, und wenigstens die äusserliche Gestalt der Gefälligen, der Leutseligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweise ich viel? Werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweis die Gewißheit der Sache geschwächt haben? Ist es das erstemal, daß man einer Wahrheit geschadet hat, weil man sie zu deutlich machen wollte, da sie sich doch mehr empfinden, als beweisen ließ? Das sicherste Mittel, geliebteste Jünglinge, das sicherste Mittel, wie Ihr Euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, ist, daß Ihr fortfahret, Euch

mit

mit allem Eifer den schönen Wissenschaften zu widmen. Ja, verehret sie, liebet sie, ergebet Euch ihnen ganz; und Ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, sondern wie Ihr itzt die wohlgeartesten und liebenswürdigsten Jünglinge seyd, so auch durch Euer ganzes Leben rechtschaffne und zärtliche Freunde, gütige und liebreiche Väter, dienstfertige und großmüthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter seyn, und dem guten Geschmacke in iedem Alter, in iedem Stande, in ieder Gesellschaft bey ieder Gelegenheit Ehre machen.

Ich weiß, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weiß, meine Bitten, die Beyspiele so viel großer Männer, die Ihr hier versammlet seht: der würdige Lohn, den die schönen Wissenschaften unter ihre Verehrer austheilen; die edlen Vergnügungen, welche sie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weiß, Ihr seyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Ist es wahr, daß ich so glücklich gewesen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den schönen Wissenschaften, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, ich habe also Eure Freundschaft selbst ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich so glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser ehrwürdigen Männer zu genießen? Ich habe sie

der Liebe zu den schönen Künsten, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiße in den schönen Wissenschaften zu danken, die sie schützen und belohnen. Treibet, treibet sie fleißig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es ist, was Cicero zu ihrem Lobe saget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; sie verschönern das Glück, und mildern das Unglück; sie sind ein angenehmer Zeitvertreib auf unsern Zimmern, ohne uns ein Hinderniß in unsern Geschäfften zu seyn; sie übernachten mit uns, reisen mit uns, fliehen mit uns vom Geräusche der Stadt zur Stille des Landlebens*. Treibet sie, und Ihr selbst werdet die vortrefflichsten Beweise seyn, wie wahr der Gedanke des Poeten ist**:

Treu sich den Künsten weihn,
Macht unsre Sitten mild, und lehrt uns menschlich seyn.

End-

* Hæc ſtudia adoleſcentiam alunt; ſenectutem oblectant, ſecundas res ornant, adverſis perfugium ac ſolatium præbent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, ruſticantur. *Or. pro Archia* c. 7.

** Didiciſſe fideliter artes,
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.
Ovid. El. 9. L. II. de Ponto.

Endlich komme ich zu der wichtigsten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unsers Königs, die mir dieses Amt anvertrauet hat. Die Vorsicht erhalte ihn und seinen glorwürdigen Erben, und lasse Beyde die Belohnung der Tugend, der Menschenliebe und Gerechtigkeit, schon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore ihrer Länder und Häuser, schmecken. Sie segne die Königinn, und das ganze Königliche Haus. Sie mache die Prinzen und Prinzeßinnen zu Beschützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche, und zur Freude des menschlichen Geschlechts. Sie segne die Minister des Königs, und alle seine Räthe, und ihr Name müsse ewig bey den Namen der Rechtschaffnen, der Weisen, und der Menschenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieser hohen Schule, und gebe, daß ich in ihre Fußtapfen trete. Es blühe diese Akademie, sie sey eine Quelle der größten Geister, der schönsten und liebenswürdigsten Sitten; und ewig sey der Name dieser Stadt, der Name Leipzigs, Sachsens Zierde, und fremder Länder Bewundrung!

Betrachtungen über die Religion.

Es giebt viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hochschätzen, und sie doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer sie mehr beschimpft, ob die ersten durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äußerliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut: so kann man dreist antworten, daß es die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch alle seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majestät, und selten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht ihn als einen Feind des menschlichen Geschlechts an, der mit dem verwägensten Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerspricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Bösen, welche der Allmächtige den Herzen der Menschen eingedrückt hat, sind, so schwach sie auch durch das Verderben der Natur und durch unsre Schuld geworden, noch viel zu

stark,

stark, als daß sie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Frechheit, den ein Unverschämter in unsern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unschuldiges Herz zuweilen überraschen, und die Wahrheit durch seine falschen Gründe auf einige Zeit in demselben verfinstern; aber er kann, und wenn er auch der Verschlagenste wäre, durch alle Kunstgriffe das Gefühl des Gewissens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend nicht in uns ausrotten. Der in uns ist, ist mächtiger, denn der in ihnen ist. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verstande oder Wissenschaft sind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der sie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit setzte? Man lasse die großen Geister, oder wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Religion, kein wesentlicher Unterschied unter Tugend und Laster sey. Man lasse sie über das Heiligste kühn herfahren, und die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen lästern; die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reizungen, wenn wir sie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lacht dieser scharfsinnigen Tho-

ren, nicht allein der Herr spottet ihrer. Nein, er hat unter denen, die er geschaffen hat, gegen einen Unsinnigen, der ihn verunehret, tausend, die ihn mit dem Geiste verherrlichen, in welchem sie die ehrwürdigsten Spuren seiner Gottheit wahrnehmen. Herr, ist nicht schon ein Blick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen, stark genug, die tiefsinnigsten Beweise eines Freygeistes, der dich uns entreißen will, zu widerlegen? Du, Gott, solltest nicht seyn? Und ich kann nicht mich, nicht die Werke, die um mich sind, betrachten, ohne eine ewige Ursache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der Pracht und Schönheit zu denken, die in mir und in diesen Werken herrschen? Du, Gott, solltest nicht seyn? Und gleichwohl sind so viel tausend Beweise da, daß du bist? Ich bemühe mich eine Welt ohne eine Ursache zu denken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerstand in meiner Seele. Bist du aber der wunderbare Urheber der Menschen und der übrigen Welt, bin ich dein Geschöpfe, habe ich alles, was ich habe, von dir; solltest du denn mich, und den Gebrauch meiner Kräfte der Seele und des Leibes, mir selber, meiner Willkühr überlassen haben? Ich kann diese Kräfte so und anders anwenden; sollte es einerley seyn, wie ich sie anwende? Ob ich sie zum Verderben meiner Brüder, oder zu ihrem Besten,

sten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden schweigen heiße, eine Stimme in mir, die mir sagt, dieses sey gut, und jenes böse. Von wem kömmt diese Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, so irre ich mit Vernunft. Aber nein, diese Stimme spricht zu göttlich, als daß sie die Stimme des Irrthums seyn sollte; sie sagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren soll. Hierinnen besteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, sie bestätiget diesen Ausspruch, und verwandelt das noch schwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt so viel Strahlen von der Majestät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott ist, und was ich bin. Er ist Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er ist alles. Und was ist der Mensch? Ein Werk seiner Hände, das sich bemühen soll, so viel von diesen heiligen Eigenschaften an sich zunehmen, als es fähig ist, und eben dadurch als ein Geschöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer selbst selig ist. Schaue, Sterblicher, in diesen Spiegel der Gottheit. Du siehst so viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig ist; sieh nur aufmerksam hinein.

Du bist für die Ewigkeit geschaffen, und dieses Leben ist der Vorhof derselben. Diese Welt ist das Land der Prüfung. Deine Jahre sind die Tage des Gehorsams, die du dem Schöpfer schenken sollst, damit du der Herrlichkeit würdig werdest, die er für dich bestimmt, und dir durch das Verdienst, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlösers, seines eignen Sohnes, hat erkaufen lassen. Du siehst noch Wolken, die sich vor die göttlichen Geheimnisse dieser Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht erschrecken, noch auf die Verwägenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit willst du es thun? Mit deiner Vernunft? Laß ab, die unerforschlichen und ewigen Rathschlüsse des Unendlichen zu ergründen! Wer bist du? Denke an dein Nichts, und sey ehrerbietig gegen den Plan seiner Erbarmung! Die Geheimnisse unsers heiligen Glaubens sind höher, als unsre Vernunft. Du sollst sie nicht glauben, weil du sie begreifen kannst; sondern deswegen weil du ihre Beweise begreifen kannst, und weil dir diese sagen, daß jene göttlich sind. Erstaune und zittre, wenn du an einen göttlichen Erlöser denkst, der ein Mensch war, wie du, die Sünde ausgenommen; der die Schwachheiten und die Bedürfnisse der Natur eben so fühlte, wie wir; der als ein gemeiner Sterblicher umher-

gieng

gieng und wohlthat, und doch nicht so viel hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte; den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weisen und die Thoren, die Mächtigen und die Geringen sich vereinigten; der endlich unter den Geislen seiner boshaften Geschöpfe, und doch zugleich seiner Brüder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche lästerte, den er selbst in dem Munde der Lästrer erhielt; den man mit der niederträchtigsten Verspottung belegte, der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach seiner Strafe zu urtheilen, ein unglückseliger Missethäter war, der so gar das Glück, der größten Bösewichter nicht genoß, das traurige Glück, unter seinen Martern bedauert zu werden; der selbst am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Erstaune über alle diese Gegenstände, und fange an zu zweifeln, ob er von Gott gesandt war. Aber sieh nunmehr auf die Unschuld seines Lebens, auf die Vortrefflichkeit seiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle diese Schmach, alle diese Leiden ertragen; sieh auf die übermenschliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern sich seiner Henker noch annimmt: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Siehst du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder,

der, mit welchen er in seinem Leben, in seinem Tode, und nach dem Tode seine Lehre und unsern Glauben bekräftigte, und sage, siehst du nichts Göttliches? Er stirbt als ein Mensch, wenn du auf sein Kreuz blickest. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Ist der Heiland immer nichts mehr, als ein Mensch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in seinem Leben prophezeiht hatte; wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage sein neues Leben bewiesen, in einer Wolke vor den Augen seiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingstfeste den verheißnen Geist der Wunder zu seinen Aposteln herabsendet, und sie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüstet; wenn er einige Zeit darauf bey Damascus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, selbst wieder erscheint, und aus seinem eifrigsten Verfolger seinen muthigsten Bekenner macht? Ist die Erfüllung so vieler Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die besondersten Umstände seines Lebens, so viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet wurden; sind seine eignen Prophezeihungen, die er uns von der Verwüstung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unseligen Zerstreuung des Volks, das ihn umbrachte, und von seiner fortdauernden

Er-

Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; sind die Wunder, mit welchen eine Hand voll elender und verachteter Menschen, denen von allen Enden widersprochen ward, die Lehre von dem gekreuzigten Erlöser in alle Welt ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen wegen ihrer Reinigkeit, die sie fodert, die den Vorurtheilen der Heiden und Jüden, dem eingeführten Götzendienste, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur so sehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredtsamkeit und Gewalt, ohne Hoffnung zu irdischen Vortheilen, Hoheiten, Reichthümern, Wollüsten, unter der Erwartung und der Vorherverkündigung der Schmach, der Verfolgung, des Todes, sich dennoch so viele tausend Bekenner erwarb; sind diese und andere Beweise nicht begreiflich und stark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlösung zu glauben, die du auch alsdenn noch nicht verstehen würdest, wenn du gleich den Verstand der Seraphinen besäßest? Findest du einen Widerspruch in dem Glauben, daß der Erlöser ein Mensch, und doch auch Gott war: so verlache ihn: denn Gott kann dir nichts aufdringen wollen, das der Vernunft, die er dir zur Wegweiserinn gab, widersprechen sollte. Findest du aber nur, daß dir diese Vereinigung unbegreiflich ist: so denke daran, daß du ein Mensch bist, und daß du nicht begreifen kannst, wie dein Geist in deinem

Kör-

Körper wohnen kann, ob du gleich fühlst, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird dir die Vereinigung der Gottheit und Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben müssen! Findest du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur, mit der Ruhe der Welt, mit deinen unauslöschlichen Wünschen nach einer beständigen Zufriedenheit besser übereinstimmt, als die Lehre Christi; findest du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Trost geben, die das Gewissen, das Schrecken der Laster, die Furcht des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, besser stillen kann; findest du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen stürmischen Lüsten, von Stolz und unseliger Eigenliebe, von der Tyranney der Sinne besser befreyen, vor den Vorurtheilen der Unverständigen und Frechen sichrer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewisserm Erfolge weise, tugendhaft, gelassen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: so verachte die Religion. Sie ist gewiß nicht von Gott, wenn noch ein besseres Mittel vorhanden ist, uns zur Glückseligkeit zu bringen. Aber, wenn auch du kein seliger Mittel findest, und doch dieses verachtest, das alle Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs hat: so bist du schon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen so we-

nig kennst und in Acht nimmst, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber nur die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion fodert, die Religion zu verachten: so verachte doch alle menschliche Künste und Wissenschaften; denn kein Mensch fasset und treibt sie ohne Mühe. Du denkst vielleicht, du würdest glücklicher seyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Ist dieses dein Ernst? Möchtest du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todschläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverschämten und Geizigen wohnen? Glaubtest du in der Gesellschaft solcher Menschen zufrieden und glücklich zu seyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßtest, daß nach diesem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdest du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden seyn, daß du gelebt hättest, oder würdest du nicht im Tode der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirst: so wirst du sehen, daß wenn die Religion ein Mittel seyn sollte, die Menschen in diesem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückselig zu machen, daß sie uns, sage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottseligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch siehst du die Religion

mit Verachtung an? Du mußt dich und sie wohl nicht kennen.

Eine Sache verachten und sie nicht kennen, ist lächerlich. Aber eine Sache hochschätzen und sie nicht kennen, ist dieses weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äußerliche Ehre erzeigen, die sie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß sie nicht von Gott wäre, und die sie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer schänden. Ist es möglich, daß diese Leute die Religion kennen, so muß es auch möglich seyn, zugleich sehend und blind zu seyn. Die Absicht der Religion bestehet darinne, daß sie unsre falschen Begriffe reinigen, die Neigungen unsers Herzens bessern, in Ordnung bringen, und sie und unsre Handlungen den Gesetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen, uns mit uns selber eins, Gott ähnlich, und uns daher zufrieden machen soll. Wer diese Absicht bey der Religion nicht sieht, der kennet sie ganz gewiß nicht, so, wie eine Religion gekannt seyn will; er habe auch alle ihre Lehrsätze und Gebote in dem Gedächtnisse. Allein, wie viel Menschen giebt es nicht, wenn wir auf ihr Verhalten sehen, welche die Religion für nichts als einen Trost

anfehn

ansehn müssen, dessen man sich zuweilen erinnern soll, und den man sich auch durch den Teufel nicht soll rauben lassen, und sonst für nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen, so ist nichts leichter in der Welt zu fassen, als sie, und nichts lächerlicher, als die Mühe, die man sich um sie giebt. Denn den Gedanken, daß mich Gott durch den Erlöser, ungeachtet daß ich ein Bösewicht bin und bleibe, doch selig machen wird, diesen Gedanken in sich zu erhalten, kostet wenig Schwierigkeit, und alle Menschen können sich die Seligkeit gewiß versprechen, wenn nichts weiter, als diese betrügliche Ueberredung dazu nöthig ist. Man darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menschen kennen, wenn man wissen will, wie viel diese unheilige Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahrheit und Gottseligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch so wenig Menschen die Religion? Man kann tausend, und vielleicht so viel besondere Hindernisse finden, als Menschen sind. Eine von den ersten Ursachen ist unstreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachsenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wissenschaft der Seligkeit hat das mit allen menschlichen Künsten und Wissenschaften gemein, daß sie zuerst mit dem Verstande gefaßt werden muß, ehe sie durch die Anwendung unser wahres Eigen-

thum

thum wird. Wer hat aber jemals die leichteste Wissenschaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in seinen Verstand gebracht? Oder wer vergißt sie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus sie besteht, nicht immer seinem Geiste von neuem vorhält, und die Lücken, die in derselben durch die Zerstreuungen des Lebens entstanden sind, wieder ausfüllt? Warum will man dieses Recht nicht ebenfalls der Religion widerfahren lassen? Verdient sie es nicht, oder hat uns Gott versprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einsprache einzuflößen, und uns ohne unsere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Ist es genug, sie sich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu lassen? Ist es denn bey aller Unterweisung wohl möglich daß wir in dem Alter, in welchem wir fast nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtnisses und einer rohen Einbildungskraft haben, ist es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einsehen lernen? Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerstreuungen des Lebens bald in unseren Seelen verloren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch so viel tausend fremde Vorstellungen nach und nach verlöschet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der

Religion immer in einem Geiste lebendig bleiben, der durch so viel tausendfache Sorgen, Absichten, Wünsche und Begierden bestürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet sind, als auf Weisheit und Tugend? Man habe einen noch so reichen Schatz von Erkenntniß und Weisheit; unser Geist, so lange er mit dem Körper verbunden ist, bleibt stets ein Geist, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt seiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Lüste, durch das Geräusche der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit einem Worte, durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen und in den Bemühungen der Tugend gestöret werden kann. Dieß lehret uns die Schrift, das Beyspiel der größten Männer unter den Gottseligen; und unsre eigene Erfahrung sagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieser Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beständig in dem Erkenntnisse der Religion üben, weil wir fast beständig in den Geschäfften dieses Lebens etwas davon einbüßen? Wie einfältig und begreiflich ist diese Wahrheit: Ein Gut, dessen ich leicht verlustig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich ist, muß ich sorgfältig bewahren;

ren; ein Gut, dessen Werth sich verringert, so bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehret werden, wenn ich anderweise handeln, und durch den Besitz desselben glücklich werden will! Der Blödeste unter den ordentlichen Menschen richtet sich nach diesen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn diese unwandelbaren Gesetze der Vernunft nicht in dem Leben der Christen gelten lassen? Will die Religion, das wichtigste Geschäffte der Sterblichen, nur träge und unaufmerksame Seelen haben, da doch die niedrigste Beschäfftigung unsers Lebens Fleiß und Aufmerksamkeit erfordert? Ein Kluger schenkt keiner Sache seine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meisten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottseligkeit, welche doch die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, der größte Gewinn, aber auch ein solcher Gewinn ist, den niemand erhalten wird, als der darnach ringt, und das, was er hat, fest hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand diese Krone, diese selige Hoffnung auf die Gnade des Allmächtigen raube?

Eines der schlimmsten Vorurtheile wider die Religion ist der fürchterliche Gedanke, daß sie eine traurige Lehre sey, die uns das Vergnügen dieses Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme.

nehme.

nehme. Man glaubt, man müsse sein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu seyn, und aufhören ein Mensch zu seyn, um ein Christ zu werden. Aber wer kann sich Gott so grausam denken? Ist er denn ein Peiniger der Menschen? Oder will er, daß sie so zufrieden seyn sollen, als es möglich ist? Der Gott, der mich in eine Welt gesetzt hat, die mit so vielen Schönheiten prangt, und mich so gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerühret werden, der sollte haben wollen, daß ich in dieser Welt allen angenehmen Empfindungen absagen, und mich in ein fühlloses Bild verwandeln sollte? Wer kann dergleichen Widersprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion so viel Vergnügungen! Ich läugne dieses nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, die mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Gesellschaft und unserm ewigen Glücke nicht bestehen können. Man sehe sich nur stets als ein Geschöpf an, das mit einem unsterblichen Geiste begabt ist, das auf dieser Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdenn untersuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wollust, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verläumdung, der Stolz, der Geiz; alle diese Leidenschaften sind

uns verboten, und ich gebe es zu, daß alle diese Laster mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft sind. Allein der muß sehr blöde seyn, oder durch seine Lüste geblendet werden, der nicht sieht, daß die Unlust, die mit diesen Lastern bald oder spät verknüpft ist, unendlich größer sey, als jenes flüchtige Vergnügen, das sie gewähren. Entzieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn sie diese unruhigen und wütenden Begierden dämpft, die eben dadurch wachsen, daß wir sie sättigen? Sie verbietet uns die Unkeuschheit, und preist uns eine vernünftige Liebe an. Ist dieß eine rauhe Religion? Sie verbietet uns den Geiz, und heißt uns nur so weit nach den Gütern dieses Lebens streben, als sie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Ist dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unsre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben so wohl Thoren und Blöde sind, als wir, suchen. Sie gebietet uns, nach dem Zeugnisse eines guten Gewissens und nach dem Beyfalle der hohen und seligen Geister, der tausendmal tausend, zu streben, die vor dem Throne des Höchsten in Weisheit und Gerechtigkeit stehen; nach dem Beyfalle unsers Erlösers, der die Vollkommenheit ist, und die Vollkommenheit allein kennt; mit einem Worte, nach der Ehre bey Gott zu streben, und unsern Ruhm in der Beobachtung unsrer Pflicht,

in edlen Absichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu suchen. Kann man eine solche Religion der Grausamkeit beschuldigen? Herr, öffne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Gesetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung gerühret werden, die du uns darum befohlen hast, weil sie uns glücklich macht und weil du ohne sie selbst nicht Gott seyn könntest!

Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Annehmlichkeiten, die uns die Religion entzieht, nichts gegen die göttlichen Freuden, mit denen sie uns erfüllt. Sie entzückt nicht allein den Verstand durch ihre Schönheit; nein, die Religion läßt sich empfinden, und eben deswegen ist sie ein Mittel, alle Menschen an sich zu ziehen, weil alle Menschen ihre Kraft und den Frieden, den sie dem Herzen giebt, schmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Beschwerlichkeiten der Tugend nichts gegen die Plagen und Mühseligkeiten, welche das Laster mit sich führt. Es sey ein grosses Opfer, seinen liebsten Neigungen abzusagen! Bringen wir denn der Tugend dieses Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyrannischen Gebieter gehorchen? Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches

bekommen? Wird denn also ein Herz, das sich durch die Religion heiliget, in einem so traurigen und elenden Zustande seyn, als uns unsre Einbildung bereden will? Und wird nicht vielmehr ein solches Herz alle die Annehmlichkeiten dieses Lebens erst darum recht schmecken, weil es seines ewigen Vergnügens vollkommen versichert ist? Sollte denn die Ungebundenheit, nach seinen Lüsten zu handeln, ein so großes Vergnügen seyn, wenn wir bey derselben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückselig, und der Rache eines Gottes ausgesetzt sind, der kein Gott wäre, wenn er nicht so unendlich gerecht wäre, als er gütig ist; eines Gottes, der uns versichert hat, daß es ihm unmöglich sey, einen Menschen glücklich zu machen, der ihm widerstrebt? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken ansehen kann, ist bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieser Art entzieht uns die Religion. Wollen wir sie immer noch für eine Tyranninn halten? Nachdem sie uns das Leben süße gemacht hat, hilft sie uns endlich den Tod, der der Natur so schrecklich ist, leicht, und warum soll ich nicht sagen, angenehm machen. Wir müssen alle sterben, wir zittern alle vor dieser Nothwendigkeit, wir müssen sie alle Tage und Stunden gewärtig seyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen

machen, die uns die Bitterkeit des Todes versüßen, und den Himmel ersiegen hilft? Wem der Tod nicht schrecklich ist, dem muß alles andre erträglich und leicht seyn. Zu dieser Hoheit des Gemüths, zu diesem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunst und Fleiß nicht schaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollten sie ein trauriges Geschäffte heißen, und sie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerksamkeit, den Fleiß, die Untersuchung, die Uebung schenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährenden Zufriedenheit schuldig sind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meisten Menschen die Religion nicht kennen, und deswegen nicht kennen, weil sie nicht wollen.

Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien.

Eine Rede,

bey dem

Beschlusse der öffentlichen Vorlesungen gehalten.

Meine Herren!

Ich wage es, bey dem Beschlusse meiner Vorlesungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu ist, und die wegen ihres Innhalts geschickter zu seyn scheint, mir ihre Aufmerksamkeit, die ich doch wünsche, und ihre Gewogenheit, die ich so lange zu verdienen gesucht habe, vielmehr zu entziehen, als zu erwerben. Ich will Sie von einigen der vornehmsten Fehler unterhalten, die man bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien, zu begehen pflegt. Verrathe ich dadurch nicht einen Verdacht wider Sie, und erwecke ich nicht zugleich bey Ihnen einen wider mich? Warum wähle ich eben diese Materie? Bringt mich vielleicht mehr die Begierde zu tadeln, als das Verlangen zu bessern, auf die-

ſe Wahl? Iſt es der Stolz des Lehrers, der mir dieſen Inhalt eingegeben hat? Der Stolz eines Lehrers, der Fehler findet, weil er ſie finden will, der ſie redneriſch vergrößert, um ſie ſchön zu beſeufzen? Ich weiß, meine Herren, daß Sie zu gut von mir urtheilen, als daß Sie ſich dieſen Verdacht erlauben ſollten. Ich beſchuldige Sie der Fehler nicht, von welchen ich reden will; und wenn Sie auch einige derſelben an ſich fänden: ſo werde ich eben dadurch, daß ich ſie davon befreyen will, mehr wahre Hochachtung für Sie bezeugen, als wenn ich Sie durch Lobſprüche über alle Fehler im Studieren hinwegſetzte. Und wie könnte Perſonen von Ihrem Charakter der Inhalt meiner Rede zur Laſt ſeyn? Die Ausführung kann Ihnen mißfallen, wenn ich nicht Einſicht, nicht Erfahrung, nicht Beredtſamkeit genug habe, meine Rede lehrreich, lebhaft, und Ihrer Aufmerkſamkeit werth zu machen; aber der Inhalt nicht. Nur kleine Geiſter, die zu träge und unmächtig ſind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man ſie tadelt; aber edle Gemüther, wie die Ihrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um ſich vor denſelben zu hüten, oder ſie rühmlich abzulegen. Ich kann alſo ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer ſeinen Commilitonen ſchuldig iſt, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der

beste Redner ein Schwätzer wird, und, indem er nur für seine Eitelkeit, und nicht für seine Sache spricht, die Ehre des Verstandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, alle die Fehler zu bestimmen, oder zu sammeln, die man bey dem Studieren auf Academien zu begehen pflegt. Ein jeder kann nach dem Genie, das ihm eigen ist, nach den besondern Umständen, darinn er sich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren ist, auch eigne und besondre Fehler an sich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufsuchen, und bis auf ihre Quellen zurückgehen. Man fehlt bald in der Absicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder der Art, mit der man studieren soll, bald in beyden zugleich.

Die besten Absichten, das Verlangen, unsern Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, unser Herz edelgesinnt und rechtschaffen zu machen, uns zum Dienste des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieses Verlangen sollte uns unstreitig bey unserm Studieren beleben. Die Vorstellung, daß es unsre Pflicht ist, die Kräfte unsers Geistes zur Ehre seines Urhebers zu verwenden, sollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes, des Nachdenkens, versüßen, welche die Ar-

beiten

beiten des Verstandes kosten. Der Gedanke, du bauest dein eigen Glück, du schaffest deine eigne Zufriedenheit, du beförderst die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du studierest, sollte uns am Morgen beseelen, wenn wir in das Feld der Künste und Wissenschaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus denselben zurückkehren. Die Ueberzeugung von unsern Fähigkeiten zum Studieren, die Ueberzeugung, du kannst in dieser Beschäftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meisten Nutzen stiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigsten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künsten und Wissenschaften, sollte uns in unserm Fleiße stärken, sollte uns die tausendfachen Hindernisse überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrsamkeit aufstoßen, sollte uns beruhigen, wenn wie das nicht so bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, sollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu besiegen, sollte uns sorgfältig machen, die Zeit sparsam einzutheilen, klug, den Verführungen müßiger Freunde und dem Eindrucke des schlimmen Beyspiels auszuweichen.

Aber sind dieses wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studieren in Bewegung setzen? Legen wir uns in unsern jüngern Jahren, deswegen auf

die Wissenschaften, um unsern Verstand und unser Herz zu bessern, oder mehr um den eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen um der Welt mit unsren Wissenschaften zu nützen, oder um damit zu prahlen, und uns groß zu machen? Ist es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künsten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beyspiels unsrer Freunde, des Eigensinns der Aeltern, der Vortheile, des Vorzugs, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Ist es die angestellte Prüfung unsrer Kräfte, das Urtheil der Verständigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichsten werden können, ist es dieses, was uns denselben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt? Oder ist es die Liebe zur Freyheit, zur Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bey dem Geschäffte des Studierens am ersten zu befriedigen hoffen? Wie oft studiert der Arme und niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulden, daß er nicht studiert hätte! Dieser widmet sich der Gelehrsamkeit, weil es die Mode mit sich bringt, jener, weil er seines Vaters Amt wünschet, ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht ist die Anzahl derer nicht klein, wel-

che

che es thun, ohne zu wissen warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von sich und den Wissenschaften, um zu wissen, ob sie Geschicklichkeit dazu haben; sie studieren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Lust zu den Büchern für das Genie zu dem Studieren; und hintergehen sich. Viele werden von unwissenden Lehrern und Freunden für geschickt zum Studieren erklärt, und lassen sich betrügen.

Alle diese unedlen Absichten haben einen schlimmern Einfluß in die Wissenschaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen sie herrschen, als man denkt. Und warum, sagt man? Was liegt der Welt an den Absichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man sonst Genie hat, nicht immer hoch in den Wissenschaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht studieret? Ist derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wissenschaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieselben zu wenden, als ein anderer, der aus Geschmack, aus Liebe, aus Pflicht studiret? Sind unsre Leidenschaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu großen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwan kein großer Redner, kein gründlicher Weltweiser, kein kluger Arzt, kein trefflicher Rechtsgelehrter

werden, als aus Liebe zur Welt? Nein ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studierenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn. Sie sind uns und der Welt nützlich; und Geschenke der Vorsehung müssen wir nicht von uns werfen; aber wir müssen sie auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studieren beleben; aber sie soll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von andern rühmlich erkläret, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbarste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Ansprüche eines großen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu lassen, die Einsichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, sich alles zu erlauben, und bey dem Kitzel der

Ungebundenheit noch die Ehre eines großen Geistes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Absichten studieren, bestrafen sich in ihrem künftigen Leben oft selbst. Die Bewundrung, der Beyfall der Welt, sind nicht allzeit ein so zuverläßiger Lohn der Gelehrsamkeit; und man versagt denen die Ehre am ersten, die es am meisten verrathen, daß sie dieselbe suchen, und daß sie bloß aus Ehrgeiz die Wissenschaften getrieben haben. Ihre Absicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken, über; und ein stolzer Ton verräth gemeiniglich den Geist eines solchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müssen wir nicht am Ende werden, wenn wir sehen, daß uns die Gelehrsamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichthums erhebt, die wir beständig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt hassen, weil wir sie für undankbar ansehen; und werden wir nicht gelehrte Menschenfeinde werden, weil wir nach unsern Gedanken so unglücklich sind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? Gesetzt aber, daß man seine Endzwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unsres Fleißes in alle unsre Kenntnisse einfließen, und sie vergiften; und wenn sie auch uns nicht schadet, doch der Welt schaden? Ein stolzer, ein geiziger, ein eitler Gelehrter, ist ein beschwerliches, und für die Ruhe

seiner Mitbürger gefährliches Geschöpf. Er verhindert den Nutzen, den seine Wissenschaften stiften könnten, indem er sie verhaßt, oder verächtlich macht; und sein Beyspiel verführt nur desto mehr, ie mehr seine gelehrten Verdienste schimmern. Wie oft werden wir endlich unsern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichsten Dinge wenden, wenn wir bloß unsern Leidenschaften bey dem Studieren dienen! Wie leicht werden wir unser Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wissenschaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unsre Absicht gewisser, oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: diese Wissenschaft ist die Modewissenschaft unsrer Zeiten, diese Kunst lohnt mit reichern Einkünsten, die Wichtigkeit derselben verspricht uns frühere Ehrenstellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieser Gedanke wird uns der Ruf werden, sie zu wählen. Wir werden alsobald nicht das thun, was wir thun sollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun sollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unsrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meisten, die sich aus unedlen Absichten dem Studieren widmen, wenig, oder gar kein Genie haben. Verlassen von dem, was man Geschmack an den Wissenschaften,

was

was man Neigung zu ihnen nennt, dringen sie nie in das innere Wesen derselben; und wie könnten sie das, da sie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrsamkeit; sie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verstand dadurch gebildet, oder angebauet wird. Und was brauchen sie zu ihren Absichten mehr, als die Figur der Wissenschaft, als die Mine der Gelehrsamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn sie nur für dieses, oder jenes Amt, für diese reiche Pfründe, für jene Gerichtsstelle, für diesen Titel, für jene Verbindung mit einem ansehnlichen Hause, für den Hunger, oder für die Eitelkeit studieren? Also dürfte man sagen, brauchen wir keine mittelmäßige Gelehrten? Also sollen nur die besten Köpfe studieren? Einbildung! Wie sollen geringe Aemter besetzt werden? Mit großen Geistern? Würden sich diese dazu schicken? Und wo sind denn die großen Geister?

Ich will erstlich zugeben, daß die Welt mittelmäßige Gelehrte nöthig hat, weil sie geringe Aemter hat. Aber gelangen denn die Gelehrten dieser Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben sie nicht oft das Glück, oder Unglück, in höhere zu rücken, zu denen sie keine Eigenschaft, als die Verwägenheit, besitzen? Ringen nicht diejenigen am meisten nach großen Stellen, die am wenig-

sten

sten wissen, was Kunst und Wissenschaft ist; und haben sie nicht in ihrer Unverschämtheit, oder Niederträchtigkeit die stärksten Mittel, wichtige Aemter an sich zu reißen? Sie entziehen andern, die geschickter und bescheidner sind, als sie, die Stelle, zu welcher sie gebohren waren, und in der sie den größten Nutzen würden gestiftet haben. Ist es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es ist auch so gewiß nicht, daß zu geringen Aemtern nur mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen, die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrte seyn, weil sie ungeschickte Zuhörer unterrichten? Oder sollten sie nicht aus diesem Grunde um so viel mehr Einsicht, Gründlichkeit, Verstand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion desto glücklicher in den Verstand solcher Menschen überzutragen, die ihn selten geübt haben, und ihn deswegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daß zu dem sorgfältigen Unterrichte der Jugend auf Schulen, nur ein düstrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verständigsten unter den Gelehrten sollten zu diesen Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studieren, heißt die Wissenschaften verunehren,

sich

sich selbst beschimpfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackrer Soldat geworden seyn. Er studierte, ich weis nicht, warum, und er ist ein elender Gelehrter. Er will seinem Amte ein Gnüge thun, und er peiniget sich selbst, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studieren eine Last ist, und vernachläßiget seine Pflichten. Viele solcher Elenden bleiben beständig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Last. Sie sind zu verdrossen, zu alt, etwas anders zu ergreiffen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszustehen, oder zu eitel, eine Beschäftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und so beschweren sie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu studieren begehen, unsre Absichten mögen edel seyn, oder nicht, sind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unsern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten studieren müssen, auf die Academie. Unsre Kenntniß in den Sprachen und Geschichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrsamkeit sind, ist oft sehr seicht. Eben zu

der

der Zeit, da wir sie uns erwerben sollen, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unsrer Muttersprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, so viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu lesen; und wir sahen nicht, daß wir nur für unsre Eitelkeit, für unsren Zeitvertreib, für unsre Bequemlichkeit lasen, und uns durch diesen übel verstandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihre Werke der Beredtsamkeit, der Poesie, und der Geschichte hätten verwenden sollen. Anstatt diese Kenntniß auf den Akademien zu vermehren, unterlassen wir nichts, uns derselben, als einer beschwerlichen Last, wieder zu entledigen, in der stolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortrefflichsten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclassen gehören, zu verachten, und rächen uns durch diese Verachtung für die unglückliche Mühe, die sie uns auf der Schule gekostet haben. In eben den Jahren, da unser Verstand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und durch ihren guten Geschmack unsern Geschmack schärfen sollten, werfen wir die schönsten Schriften hochmüthig und unwissend aus den Hän-

den, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieser Werke in den höhern Wissenschaften und in unserm Leben hätte verschaffen können. Es ist wahr, die Sprachen der Alten sind die Gelehrsamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit angefüllt haben, man kann von Jugend auf gewöhnt worden seyn, Latein zu reden und zu schreiben, und man kann eben so unwissend, eben so schlecht, so unrichtig, so düster denken, als diejenigen, die nur ihre Muttersprache wissen, ja vielleicht noch schlechter, weil diese den Verstand weniger erstickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres besondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen lesen, und nichts mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdenn verstehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftsteller dabey gedacht hat. Die Worte sind Zeichen der Gedanken; aber wenn ich diese Zeichen nur halb, wenn ich sie falsch verstehe, mir weniger, oder mehr dabey vorstelle, als ich soll, werde ich meine Schriftsteller wohl verstehn? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm einen Verstand anzudichten; oder werde ich die Richtigkeit seiner Vorstellung einsehen können? Diese Sorgfalt vergessen wir nur gar zu sehr. Wir lernen, wenn

wir auch alte Sprachen lernen, sie nur halb, und ihre Worte aus den Worten unsrer Muttersprache erklären. Anstatt daß wir uns gewöhnen sollen, bey den Worten und Redensarten einer todten Sprache, den Begriff zu denken, und ihn zu bestimmen: so gewöhnen wir Ausdrücke aus unsrer Muttersprache, die einige Verwandschaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unsern Gedanken an ihre Stelle zu setzen. Wir vertauschen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieses oder jenes Wort in unsrer Sprache gebunden hat. Die schlechte Aufführung in unsrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unsre Bequemlichkeit bestärken uns in diesem kindischen Fehler. Ist es erlaubt, ihn in einem Beyspiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero die Beschreibung der Philosophie lese, daß sie eine Wissenschaft divinarum humanarumque rerum sey, und ich denke im Lesen die Ausdrücke divinae humanaeque res, durch göttliche und menschliche Dinge, das heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter meiner Muttersprache, die einige Verwandschaft mit jenen haben; und so verfährt der bequeme Leser sehr oft: so denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und also verstehe ich ihn nicht; und also kann man eine Spra-

che wissen, und sie nicht verstehen, weil man sie nicht richtig weiß. Wenn ich daher nicht weiß, daß die Alten unter divinis rebus in der Philosophie meistens die Physik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verstandes und Willens, die Dialektik und Moral verstunden: so denke ich ein Räthel. Ich beschuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verstandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Lesens durch eine falsche Meynung.

Gesetzt, wir haben uns eine grammatische Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; sind wir deswegen im Stande, sie zu lesen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten versetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntschaft stehen, wenn wir ihr Land, und seine Geschichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die historischen, geographischen und chronologischen Kenntnisse werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln lesen. Wir sollten sie besitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es ist zu spät, sich um dieselben zu bekümmern, wenn wir den Autor schon in den Händen haben. Wir halten uns auf, indem wir dem Orakel der Noten und Erklärungen um Rath fragen; und

es

es ist so ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falsch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geschwind, nicht ununterbrochen lesen, und dieß erweckt uns entweder einen Eckel vor dem Lesen selbst, oder wenn wir ihn auch überwinden: so verhindern uns doch diese Ursachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug lesen, nicht ihr Ganzes übersehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieses sey, beweist die Liebe zu den Uebersetzungen. Warum lesen wir eine halbe getreue Uebersetzung lieber, als das Original, da wir doch sicher wissen, daß sie den Autor verunstaltet zeigt? Deswegen, weil man leichter, geschwinder fortgeht, und weil man im Lesen durch eine baldige Einsicht in das ganze Werk belohnt seyn will. Die Begierde zu wissen und zu empfinden, ist der Sporn des Lesens. Je weniger sie Hindernisse findet, je reichlicher sie befriediget wird, desto mehr wird sie uns in der Aufmerksamkeit und im Fleiße erhalten; um desto mehr also sollten wir die Sprachen treiben.

Wer die Schriften der alten mit Nutzen lesen will, der muß sich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß ist die Verfassung, in die man sich bey dem Lesen setzen sollte. Hierzu sollte man sich auf Schulen und Akademien vorbereiten, um in seinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert sich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht absprechen kann, Männer, die beweisen, daß sie die Alten beynahe im Gedächtniße haben, und auch verstehen, warum sage ich, solche Männer, wenn sie eine Schrift entwerfen, so kraftlos, so verlassen von Geist und Geschmacke, denken und sich ausdrücken. Warum werden sie denn nicht durch den Geist der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmsten Ursachen diese seyn, daß sie sich in ihren ersten Jahren nicht bestrebt haben, die Schönheiten der Alten in Ansehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen; daß sie sich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und seine Colorite wahrzunehmen? Man kann den Homer sorgfältig gelesen haben und verstehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung der Ilias, noch die Tugend einzelner Stellen, und die Schönheit und Feinheit der Gedanken einsehen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz im Gedächtnisse haben, man kann sie loben und bewundern, sie überhaupt dem Verstande nach richtig erklären, und doch weder die Kunst, noch die Natur, die in ihnen herrschet, sehen und fühlen. Was wird uns diese Kenntniß der Alten nützen? Was hilft sie uns, wenn sie uns ein Werk des Geschmacks nicht anlegen, nicht bele-

beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann sie dieses da wir die Alten nie, oder sehr wenig, von dieser Seite betrachtet haben? Die besten Gedanken verlieren sich, wenn sie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Bescheidenheit und Klugheit, kurz nicht mit Geschmacke angebracht werden. Mein Gegenstand muß sie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich so reden darf, und mein Genie ist nur der Zunder, der sie auffängt. Meine Einsicht muß es mir sagen, wie viel ich von diesem Lichte zu meiner Absicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen soll, oder nicht. Gesetzt nun wir hätten durch vieles Lesen einen Vorrath der besten Gedanken der Alten eingesammelt: was wird uns dieser Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wissen? Wenn wir uns ihrer Klugheit und ihrer Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: so können wir bey aller unsrer Einsicht in ihren Verstand, und bey allem Genie, in unsern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheurlich schreiben. Wir können Praler, Verschwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden; wir können Sklaven, furchtsame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das größte Verdienst, die natürliche Anmuth und Ungezwungenheit aus unsern Schriften verdrängen.

Was

Was wird es also nützen, wenn man die Werke der Alten liest, und sie nicht nach den Regeln der Kunst, ich möchte bald sagen, nach den Regeln der Natur; denn was sind alle Regeln der Kunst anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die größten Geister gehört, verstanden und ausgeübt haben? wenn man sie, sage ich, nicht mit Einsicht in die Regeln, und mit Geschmack, oder Empfindung liest? Pope spricht: Mit eben demselben Geiste, mit welchem sie der Autor geschrieben hat*.

Dieser Fehler ist gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke stehen bleibe, die Uebersetzungen und Auslegungen gelehrter Männer über die Alten, solcher Männer, die alles gewußt haben, was zum Verstande des Originals gehört, und die doch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten sie das, was in der Grundsprache in Ansehung des Gedankens, seiner Wendung, seines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halbgezeigt ist, wohl ganz zeigen, oder plump ausdrücken können, wenn sie mehr, als den groben Verstand des Originals gefühlt hätten? Wer

* A perfect Judge will read each work of Wit
With the same spirit that its author wiit.

Essay on Criticism. v. 233.

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verschiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künstliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht sieht und nicht fühlt, der liest nicht mit Geschmacke. Es ist wahr, daß eine gewisse richtige Empfindung der Natur zu dieser Art des Lesens erfodert wird. Allein man kann sich dieses Gefühl auf gewisse Weise durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit, durch die Anmerkungen großer Kenner, und durch die Einsicht in die Sprache und Sachen geben. Thun wir dieses wohl in den Jahren, da wir studiren?

Was heißt Einsicht in die Sprache, was heißt Aufmerksamkeit im Lesen, um mit Empfindung zu lesen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die besondre Sprache meines Autors verstehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geschrieben, itzt eine todte Sprache ist. Wie kann ich diese verstehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander lese, um mich mit den Bedeutungen seiner Wörter und mit seinem besondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdenn mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und beynahe mit eben der Sorgfalt lese, mit der man schreibt; wenn ich

ihn

ihn nich mit einer Einsicht in seinen Endzweck, in seinen Plan, fast auf jeglicher Seite lese? Alsdenn werde ich die Schönheiten finden; sie werden meinem forschenden Auge in den Theilen, im Ganzen begegnen. Ich werde sehen, mein Autor mag ein Geschichtschreiber, ein Redner, ein Poet seyn, ich werde sehen, wie alles zu seinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrscheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel ist, eben so wohl vermeidet, als was zu wenig ist; wie er die allgemeine Deutlichkeit und Richtigkeit in seinen Gedanken überall herrschen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verstande der Menschen und der Natur der Sache gemäß ist, seinen Ausdruck nach richtigen Vorsehungen abmißt; wie seine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die Gegenstände zwar aufklärt, aber nicht verändert; wie er Schönheiten anbringt, wo sie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptschönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit, nie durch gesuchte Nebenschönheiten überlädt, noch das Bedürftniß der Sache und des Unterrichts über der Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde sehen, wie er deutlich denkt und spricht, ohne in das Matte und Leere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene, nachläßig ohne in das Eckelhafte, edel,

 ohne

ohne in das Praleriſche, und nachdrücklich ſpricht, ohne in das Geſuchte ſich zu verlieren.

Aber dieſe, wird man ſagen, ſind ſchöne Träume. Wozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und Schönheiten der Alten auf dieſe Art gefaßt habe, wenn ich nicht ein Lehrer auf Schulen oder Univerſitäten werden will? Was werden mir alle dieſe Kenntniſſe helfen, wenn ich in öffentliche Geſchäffte komme, die ganz andre Einſichten vorausſetzen? Was werden ſie nützen, als daß ich ſie unter tauſend nöthigern Arbeiten vergeſſen, und die verlorne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsmann, ein Geſandter, ein General, ein praktiſcher Rechtsgelehrter, können tauſend andre Bediente das Staats aus dieſer Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen, als daß ſie Pedanten werden? Sollen ſie dieſe Beſchäfftigungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch treiben, und dadurch ihre Pflicht verabſäumen? Man will alſo wiſſen, was uns alle dieſe Gelehrſamkeit nützen wird? Wir werden in offentlichen Aemtern, wenn alles auf beyden Seiten gleich iſt, glücklicher arbeiten, als andre, die ſie nicht beſitzen; wir werden mit mehr Einſicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geſchmacke groſſe Geſchäffte beſorgen, in unſern ſchriftlichen, oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit,

mehr Kürze beobachten; wir werden in dem gesellschaftlichen Leben beredter, gesitteter, leutseliger seyn; wir werden da sprechen können, wenn andre verstummen; wir werden der Gesellschaft, dem Hofe, unvermerkt unsern guten, unsern richtigen Geschmack mittheilen; wir werden in unsern Häusern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unsrigen besser besorgen; wir werden andern durch unsern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Last werden, weil wir durch das Lesen alter und neuer Schriften unser Vergnügen erschaffen, oder selbst etwas niederschreiben können, das würdig wäre, von den Alten gelesen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäsars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfließen? Waren es nicht zugleich Weltweise, Redner, Geschichtschreiber? Und würden sie in ihren Aemtern so groß geworden seyn, wenn sie in ihren jüngern Jahren die Gelehrsamkeit weniger getrieben hätten? Würden sie das, was sie geschrieben, so vortrefflich haben schreiben können? Wenigstens beweisen solche Beyspiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studiren, und in

den erlernten Wissenschaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf der Akademie Zeit, auf diese Weise die Alten zu studiren? Wenn wird man die Neuern lesen können? Wenn wird man die höhern Wissenschaften treiben, wenn wird man das, was in der Gelehrsamkeit praktisch ist, ausüben können? Wenn man das wird thun können, fragen Sie? Vielleicht alsdenn, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den ersten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht so nachläßig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit besserer Zurüstung, mit mehr Neigung für die Wissenschaften, mit mehr Fleiß auf die Akademien zieht; wenn man sich einige Jahre länger auf denselben aufhält; wenn man die Zeit weniger verschwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Lesen und Studiren nur in die Gränzen der Jahre des Jünglings eingeschlossen sey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Akademien gelehrt werden; wenn man sich stärker überzeugen wird, daß man an diesen Orten nur den Grund zur Gelehrsamkeit lege, daß ein Jüngling auf Akademien den Saamen einsammle, der in seinem Genie künftig tragen soll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfodert, und der künftig aus seinem eignen Boden die Nahrung zie-

hen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man bey einer solchen Art zu studiren, Zeit zu den höhern Wissenschaften auf Akademien gewinnen wird? Man wird sie schon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geschichte auf diese Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelahrtheit, in der Medicin schneller und glücklicher fortgehen. Man wird weniger Hindernisse finden, mehr Muth haben, wenn man sieht, daß man die Quellen schon kennt; man wird die Lehrer besser verstehn; man wird das, was man in seinen Lehrbüchern findet, besser überdenken, richtiger ausfüllen können, weil man sich gewöhnt hat, nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man schon einen Vorrath vieler Kenntnisse besitzt, weil man die besten Schriften ohne Mühe und Angst, und ohne sich auf den blosen Ausspruch seines Lehrers zu verlassen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philosophie hernehmen will? Vielleicht daher, daß man sie nützlicher und vorsichtiger treibt. Die Philosophie, so heilsam sie an und für sich den Studirenden ist: so schädlich wird sie doch vielen durch die Art, mit der sie dieselbe treiben. Seinen Verstand in Ordnung bringen, die allgemeinen Gesetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unser Verstand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit seiner Urtheile gelangt, die Rich-

tigkeit und Fehler der Schlüsse und Beweise kennen lernen; was kann vortrefflicher seyn? Aber sollen wir dieses allein lernen, um es zu wissen, um es mit tausend Spitzfindigkeiten andern wieder herzusagen, um nur das System unsers Lehrers in unserm Gedächtnisse aufzubehalten? Nein, um unserm Verstande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebessert, daß wir unser Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunstwörtern überladen, die unsern Verstand strotzender, aber nicht stärker und gesünder machen, die von uns nur halb, und von andern, die unsre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verstanden werden? Ist die Kenntniß der Philosophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunstwörter, die unsere Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verschwunden seyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre fassen, und sie bald anwenden lernen, ist eine vortreffliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und ersten Pflichten sich erwerben, damit man sie ausüben und andern beybringen könne, ist unsre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorsam und

Ord-

Ordnung in unsern Handlungen preisen und anbeten, und die Vortheile des menschlichen Lebens vermehren, ist das heilsamste Geschäffte. Aber aus der Philosophie eine müßige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrsätzen anfüllen, die dem Verstande keine Nahrung, sondern nur Arbeit verschaffen, diese oder jene Methode, als das Wesen und den Kern der Weltweisheit, viele Jahre studiren, und einige Verbesserungen, oder Aenderungen des Systems für die noch unerfundne, noch nicht gedachte Wahrheit ansehen, und mit großen Kosten der Zeit und des Fleißes fassen: dieses heißt sich im Studiren aufhalten und aus Ehrerbietung für die Philosophie seine Vernunft blenden. Ich vergöttre die Alten und ihre Philosophie insonderheit gar nicht; aber das weiß ich, daß sie ihre Weltweisheit praktischer getrieben haben; das weiß ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philosophie und die Beredtsamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trockensten und dunkelsten lateinischen, oder deutschen Sprache, die von der Sprach der Alten, und von der Sprache der Welt so sehr entfernt ist, philosophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf der Katheder, Scribenten der Geschichte

und der übrigen Wissenschaften seyn sollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unsre Ungeschicklichkeit armselig und barbarisch sprechen?

Ja, meine Herren, daß wir so viel Zeit auf die Erlernung der Regeln, und so wenig Fleiß und Zeit auf Ausübungen derselben wenden, daß wir unsre Kraft zu denken, und unsre Gedanken auszudrücken, so wenig durch schriftliche Versuche stärken, dieses ist der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvergeblicher Fehler! Was ist die Beredsamkeit überhaupt, als eine Kunst seine Gedanken deutlich, ordentlich und schön vorzutragen? Was nutzt alle Wissenschaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Versuche, durch Nachahmungen schöner Beyspiele, durch die Anmerkungen der Verständigen, können wir uns diese Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unsre Gewalt bringen. Und wenn stellen wir diese Versuche an? Wenn hören wir die Kritiken der Kenner, wenn verbessern wir unsere Aufsätze nach ihren Anmerkungen? Es ist einem Studirenden nothwendig, sich in der lateinischen Schreibart zu üben; es ist seine Schande, und oft zeitlebens seine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geschäffte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln,

für die Gerichtsstuben, brauchen wir nicht auch die Muttersprache? Etwas von der Grammatik wissen, so viel Deutsch wissen, als man im täglichen Umgange hört, das heißt nicht seiner Sprache mächtig seyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andre schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen; und wir vernachläßigen sie, und beschimpfen künftig die Beredsamkeit und unsre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten öffentlich vortragen sollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Muttersprache durch sorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig ist, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligsten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unser Vaterlande zur Aufnahme des Geschmacks, der Sitten, der

Künste schreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir diese öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man sie nöthigen soll zu schreiben, ehe sie denken können, daß man sie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, sich gedruckt zu sehen, bestärken soll. Muß alles so fort im Drucke erscheinen? Kann man unsre Schreibart nicht reif werden lassen; und kann man sich nicht üben, seine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studirenden geredet. Machen Sie den Wissenschaften, der Weisheit und Tugend, dem Geschmacke und ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie sich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich gesprochen habe. Berechtiget Sie ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu studiren: so befreyt Sie doch Ihr Stand nicht von der Pflicht, durch Wissenschaft der Welt ein Seegen, und Ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weiß es, Sie haben diese edlen Absichten. Und Sie, meine Herren, welche sich zu den Aemtern der Schulen,

len, der Akademien, der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geschichte, der Philosophie, der Beredsamkeit und Poesie, zum Besten der höhern Wissenschaften, durch diese Rede bestärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, sorgen Sie für die Verdienste zum Amte, und für die Kunst, Ihre Geschicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und sollte es die Welt nicht thun: so wird Sie Ihr Gewissen belohnen. Und was sage ich so wenig? Der wird Sie belohnen, der unsre Absichten, unsre Aufrichtigkeit, unsern Fleiß, unsre Klugheit bey unsern Handlungen, und nicht bloß die Größe der Wirkungen ansieht. Von wem haben wir unsern Geist, der die Wissenschaften faßt? Sollten wir sie nicht zur Ehre des Vaters der Geister und der Menschen erlernen und anwenden? Und was ist die Ehre Gottes? Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückseeligkeit seiner vernünftigen Geschöpfe.

Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens.

Wir beschweren uns oft über einen gewissen Gemüthszustand, den wir das Mißvergnügen nennen, und thun doch nichts, uns desselben zu entledigen. In sehr vielen Fällen ist es Absicht. Wir dulden das Mißvergnügen, weil wir ohne dasselbe unsre Leidenschaften, oder unsre Pflichten aufgeben müßten, ja nach und nach verwandeln wir es zuweilen durch Kunst oder Tugend so gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung unsrer edlen oder unedlen Begierden machen. Von dieser Art des Mißvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir klagen oft über einen gewissen Unmuth, über Unruhen, über ein trauriges und verdrießliches Wesen, von dem wir uns befreyen könnten, uud unterhalten doch, ohne daß wir selbst daran denken, diesen Unmuth, diese Unruhen, dieses verdrießliche Gefühl so sorgfältig, als ob wir ein natürliches Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht daraus schließen können, daß wir entweder nicht stets vergnügt seyn mögen, oder daß wir in gewissen Regungen von Mißvergnügen eine Art des Vergnügens finden müssen, und zu gewissen Zeiten die Unruhe des

Gei-

Geistes eben so wohl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe desselben? Denen, die das menschliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen und aus der Erfahrung, sondern blos nach gewissen Grundsätzen ihres Systems beurtheilen, muß diese Meynung wunderbar vorkommen. Was? Ein Mensch sollte in der Unlust seine Lust finden können, und mißvergnügt werden, um vergnügt zu seyn? Welcher Widerspruch! Andre werden nur schlechthin die Erfahrung läugnen. Wenn, werden sie sagen, wenn fühlen wir wohl den Vorsatz, mißvergnügt zu seyn? und wenn wir diesen nicht haben, was behauptet man für Erdichtungen? Wollen die Letztern bedenken, daß wir oft selbst nicht wissen, was in uns vorgeht, daß wir oft etwas wollen, ohne uns deutlich bewußt zu seyn, daß wirs wollen; und daß wir von der Gegenwart dieses oder jenes Verlangens oft durch nichts, als durch unsre Handlungen versichert werden können: so wird ihr Zweifel vielleicht bald gehoben seyn. Cleon ist voll Verdruß, weil ihn Dorant heute hat besuchen wollen, und doch nicht gekommen ist. Er schilt, und lärmt, und wollte viel verlieren, wenn er sich nicht so ärgern dürfte. Indessen kömmt ein guter Freund und versichert den Cleon aufrichtig, daß Dorant aus keiner andern Ursache ausgeblieben sey, als weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erscheinen,

nen,

nen. Wäre es dem Cleone ein Ernst, nicht länger verdrüßlich zu seyn: so müßte ihn diese Entschuldigung besänftigen. Allein er mag sie nicht einmal anhören. Er mag nicht wissen, warum Dorant nicht gekommen ist. Er will böse, er will verdrüßlich seyn. Er lärmt immer noch mehr in seinem Hause. Man schlägt ihm gewisse Vergnügungen und Zeitvertreibe vor, die ihm sonst angenehm sind; aber er verwirft sie alle, und bleibt bey seinem Unmuthe. Ich urtheile daraus, daß dem Cleon mit seinem Verdrusse gedienet seyn, und daß er ihm lange nicht so beschwerlich fallen muß, als er vorgiebt. Ich urtheile, daß er ihn heimlich verlangen muß; und seine Aufführung sagt mir viel gewisser, was itzt in ihm vorgeht, als es ihm sein Herz sagen kann. Wer einen sauern Wein vor sich stehen hat, und doch immer ein Glas nach dem andern hineintrinkt, ohne daß ihn iemand nöthiget, der wird mich umsonst zu bereden suchen, daß er diesen Wein ohne alles Vergnügen tränke. Er muß doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun bestehn, worinnen es will. Warum setzt er denn nicht den Wein bey Seite; warum nimmt er nicht dafür ein anders Getränke? Sejus klagt, daß er diesen Abend nicht aufgeräumt sey, ohne zu wissen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die sich in seiner Seele auf-

ge-

gethürmet haben. Er liebt Musik, Scherz und muntere Erzählungen. Man versucht alle diese Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger und mürrischer. Er nimmt es übel, daß man ihm sein mißvergnügen rauben will. Muß er also diesen Abend nicht verdrüßlich seyn wollen? Und würde er dieses wollen können, wenn sein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unsre Seele, indem sie den Verdruß schmeckt, der eine widrige Empfindung ist, an dem Gefühle dieser widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewissen Umständen scheint mir dieses sehr natürlich zu seyn. Mit allen unsern Empfindungen sind gewisse Vorstellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt seyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwieder erhalten und stärken sie zugleich. Es kann also kommen, daß uns gewisse unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewisse Vorstellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünsche, und was andre haben. Diese Traurigkeit ist eine unangenehme Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glück-

lich

lich bin. Gleichwohl widersetze ich mich ihr nicht, ob sie gleich unangenehm ist. Warum nicht? Sie belohnet mich für den Zutritt, den ich ihr zu meinem Herzen erlaube. Sie hilft mir auf die glückliche Vorstellung, daß ich ein weit besseres Schicksal verdiene, und eben so viel, oder noch weit mehr werth bin, als andre Leute. Sie unterhält meine Eigenliebe, und ich sehe mein trauriges Wesen, als einen Beweis an, daß ich weit glücklicher seyn sollte, als ich bin, ob es gleich nur ein Beweis ist, daß ich nicht glücklich bin. Man kömmt und will mich in dieser Traurigkeit stören. Aber nein! Ich will nicht darinne gestört seyn. Ich fühle, daß wenn ich sie verliere, auch die Vorstellungen von meinen Verdiensten und andrer Leute ihren geringen Vorzügen etwas von ihrer Kraft verlieren. Daher lasse ich mir meine Traurigkeit nicht nehmen, und fange an, sie zu lieben. Viele, welche so heftig auf das Mißvergnügen in der Welt zürnen, würden erst über Unglück klagen, wenn man die mißvergnügten Stunden aus ihrem Leben herausnehmen könnte. Sie würden sehen, daß man ihnen sehr viel angenehmes entzogen hätte, indem man ihnen das Bittere entrissen. Der Hunger ist an und für sich etwas beschwerliches; aber er ist doch zugleicher Zeit dasjenige, was uns die Speisen schmackhaft macht. Und man würde es

dem

dem wenig Dank wissen, der uns außer den Stand setzte, den Hunger jemals zu fühlen. Und wenn auch mit dem Mißvergnügen keine Lust zugleich verbunden wäre: so kann es doch vielleicht als eine scharfe Würze entweder dem vorhergegangnen oder dem folgenden Vergnügen eine stärkere Annehmlichkeit ertheilen, und durch das dunkle Gefühl, daß es unsre Freuden versüße, beschützt werden. Man gebe nur Acht, ob die Freude, welche auf eine Unlust folgt, nicht empfindlicher ist, als die Freude auf eine Reihe von Freuden. Als Menschen, wie wir itzt sind, und da es zur Natur der Freuden dieses Lebens gehört, daß wir ihrer zeitig satt werden, würden wir, deucht mich, in der Welt bald einschlafen, wenn wir gar kein Mißvergnügen hätten. Wir würden das Vergnügen auf keine Weise so lebhaft fühlen, weil wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangnen Lust nie mit so vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren des vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöschet würden. Wie viele Unlust entsteht nicht, daß ich nur ein Beyspiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen! Aber wie matt würde der angenehme Trieb der Hoffnung in uns seyn, wenn er von gar keiner Furcht begleitet würde! Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht so

erfreuen,

erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangne Vorstellung, wir würden dasselbe verlieren, unser Verlangen darnach nicht in eine starke Bewegung gesetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermischung von Lust und Unlust ansehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beydes einander gleich ist: so darf man sich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemüthsbeschaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauschen mögen. Eine gemischte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas sehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerstand erhöht; und darum gefällt sie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geschmack an einer Mischung des Süßen und Sauren, als an dem Süßen allein? Eben so stelle ich mir auch vor, daß eine gemischte freudige und traurige Regung dem Herzen oft willkommer seyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich sehe nicht, warum ein Mißvergnügen, als ein Mißvergnügen, nicht einige Zeit sollte angenehm seyn können. Ich will nicht sagen auf das erstemal, sondern wenn wir es verschiednemale empfunden haben. Das Bittre verursacht uns im Anfange einen widrigen Geschmack, und wenn wir es oft zu uns nehmen, so finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum

kann

kann das bey dem Geschmacke der Seele nicht eben so wohl möglich seyn, was bey dem körperlichen Geschmacke wahr ist? Wer dieses läugnen will, der mag uns erklären, warum gewisse Leute so gern sich ereifern, so gern zanken, und zwar mit einer heftigen Erschütterung ihres Blutes und ihrer Lebensgeister. Im Anfange können sie schwerlich zum Vergnügen gezankt haben, weil der Zorn etwas sehr gewaltsames bey sich führet. Aber nach und nach sind sie dieser Gewalt gewohnet worden, und nun vergnügt sie das stürmische und tobende Wesen, weil es sich für ihre angenommene Beschaffenheit schickt, welche bey ihnen die Stelle der Natur vertritt.

Vielen wird vielleicht das Mißvergnügen, wegen einer natürlichen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr träges und schweres Blut kann die heftige Bewegung der Freude nicht wohl vertragen; daher ist ihnen ein gemischter Gemüthszustand von Lust und Unlust weit lieber. Sie können ganze Tage verdrüßlich, traurig und stumm seyn, ganze Stunden weinen und klagen. Sie hängen dem nach, was sie in ihrer Unlust unterhält, und fliehen alles, was zur Freude geschickt ist. Würden sie dieses wohl thun, wenn sie sich nicht bey ihrer Traurigkeit wohl befänden? Ihr Mißvergnügen ist das, was der Schlummer ist. Sie mögen nicht wachen, und sind doch zum Schlafen

sen nicht müde genug. Sie sind mit dem Schlummer, mit der Hälfte von Ruhe und Unruhe, zufrieden. Klagen, Thränen, betrübte Minen und andre äußerliche Zeichen der Traurigkeit bedeuten bey ihnen das gar nicht, was sie bey andern zu erkennen geben. Sie klagen und weinen aus Wollust. Sie haben die Ruhe, den heitern Geist eines Frölichen nicht. Sie sind, gegen diesen gehalten, unruhig und traurig; und doch sind sie in ihrer Art so vergnügt, als jener. Sie haben den Zustand, den ihre Gemüthsart und Leibesbeschaffenheit ins besondre begehrt; und also können sie bey ihrer Unruhe immer ruhig seyn, und sich eine Gefälligkeit erweisen, indem sie weinen. Man stelle sich zween Leute vor, von denen der eine Wasser, der andre Wein trinkt. Dieser fühlt die geistigen Bewegungen seines erwärmenden Geträhkes, und der Wassertrinker fühlt sie nicht. In so weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden macht. Aber man setze dazu, daß der Wassertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demselben hat, wird er wohl nach seiner besondern Beschaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in seiner Art so zufrieden bey seinem Wasser seyn, als jener bey seinem Weine ist? Auf eben diese Weise kann ein von Natur Schläfriger bey seinen schwermüthigen Stunden oft eben

die

die Armuth finden, die ein Munterer in freudigen Augenblicken antrifft.

Vielleicht bleiben viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe kosten würde, sich vergnügt zu machen; und auf diese Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit kostet. Sich aus einem Gemüthszustande in den entgegen gesetzten, aus dem Verdrusse so gleich in Freude zu setzen, kostet mehr, als ein bloses Wollen. Lucia ist sehr unzufrieden, weil sie ihre Freundinn in einem neuen Putze gesehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann schickt gleich fort und läßt ihr denselben holen, ohne daß sie es weiß. Lucia sieht den Putz an, und bleibt verdrüßlich. Es geht ihr wie denen, die plötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie schlagen die Augen zu, ob sie gleich das Licht gern sehen möchten. Lucia fühlet einen Widerstand, daß sie auf einmal aufhören soll, verdrüßlich zu seyn, und sie bleibt lieber ohne Mühe mürrisch, als daß sie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorstellungen die alten verdrängen sollte.

Mich deucht also, daß es für viele ein Verlust seyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Mißvergnügen diente. Da sie nicht stets vergnügt seyn können, oder mögen: so sehe ich nicht, womit sie sich unterhalten wollten, wenn

ihre Seele nicht durch Unlust in Bewegung gesetzt würde; denn ganz unthätig mag unsre Seele nie seyn*. Da endlich die meisten Arten von Mißvergnügen entweder zu einem Vergnügen werden, oder doch bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger Anmuth vermischt sind, oder das darauf folgende Vergnügen desto schmackhafter machen, oder, in so weit sie die Seele anstrengen und erschüttern, sich doch für uns schicken, weil wir nach einer langen Unthätigkeit angestrengt seyn wollen, und den Eindruck des gewohnten Vergnügens nicht genug fühlen, um dadurch bewegt zu werden: so scheint es, daß wir selbst in dem Mißvergnügen eine Art von Wollust finden können. Deswegen wird es immer eine Thorheit bleiben, sich mit Fleiß dem Mißvergnügen zu überlassen; denn wie viele Dinge hören darum noch nicht auf, Thorheit zu seyn, weil sie uns natürlich und angenehm sind!

* S. den Abt du Bos, von der Nothwendigkeit, beschäfftiget zu seyn, in s. Reflexions sur la Poésie & la Peinture, zu Anfange des ersten Theils.

Wie

Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredtsamkeit und Poesie erstrecke.

Eine Rede,

bey dem

Beschluße der öffentlichen Rethorischen Vorlesungen gehalten.

Meine Herren,

Es ist nothwendig, sich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredtsamkeit und Poesie sich erstrecke; man verfällt sonst gar zu leicht in eine übertriebne Hochachtung oder Geringschätzung der Regeln, und schadet sich eben so leicht durch einen abergläubischen Gebrauch derselben, als durch eine kühne Verachtung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung sollen uns ihre Bestimmung lehren. Ihre innerliche Beschaffenheit wird uns zeigen, daß sie zu wissen nöthig sind, daß wir ohne die Kenntniß derselben wenig, oder nichts ausrichten können. Aber eben ihre Beschaffenheit und die Erfahrung werden uns auch lehren, daß man die Regeln dieser beyden Künste wissen, und doch wenig Vortheil davon haben kann. Wann man nicht Genie, nicht Gelehrsam-

keit besitzt: so werden uns die Regeln in der Ausarbeitung zu nichts helfen, als daß sie uns die kunstmäßige Einrichtung einer Rede, oder eines Gedichts, entwerfen und beurtheilen lehren. Haben wir Genie, so können uns die Regeln viel nützen; aber sie können uns doch die Anwendung nicht lehren. Diese kömmt auf unsre Einsicht, auf unsern Geschmack an. Die Regeln können selbst ein Genie noch immer fehl führen. Sie sind allgemein, sie sind nicht stets nothwendig, sie sind unvollkommen. Wie viel ist uns also bey der Arbeit selbst noch übrig gelassen, wenn wir auch die Regeln noch so gut wissen; und wie oft werden sie uns zweifelhaft, furchtsam, sclavisch machen können, wenn wir nicht einen Schutzgeist in unsrer eignen Einsicht, oder in den Beyspielen schöner Werke haben!

Gute Regeln sind Vorschriften der gesunden Vernunft, die sich auf die Natur der Sache und auf die Erfahrung gründen. Regeln der Poesie und Beredtsamkeit sind Gesetze, welche durch die Absicht dieser Künste bestimmt werden. Man will nützen und vergnügen; man will unterrichten und überzeugen, gefallen und rühren. Man will Menschen unterrichten und vergnügen, welche eben die Natur haben, die uns gegeben ist. Unser Verstand, unser eignes Herz, wird uns also sagen, was wir thun sollen. Die Erfahrung wird es bestätigen,

ob wir gute Mittel ausgesonnen haben; sie wird bald die Wahl der Mittel, bald ihre Anwendung billigen, verbessern, oder auch verwerfen. Unsre Empfindung wird uns lehren, wie die Gegenstände beschaffen seyn müssen, welche unsern Verstand aufklären, ihm gefallen, und unser Herz nöthigen sollen, Antheil daran zu nehmen. Sie wird uns lehren, wie diese Gegenstände von dem Verstande bearbeitet werden müssen, damit sie die Einsicht und Aufmerksamkeit befördern. Auf diese Weise kann man sich vorstellen, wie die guten Werke der Beredtsamkeit und Poesie eher, als die Regeln, haben seyn können. Männer von tiefer Einsicht und einem grossen Geiste redten und schrieben, ohne die Regeln der Beredtsamkeit zu kennen. Sie folgten den Eingebungen ihres Verstandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichem Genie dichteten um zu vergnügen und zu nützen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies, ihres Geschmacks, Sie erreichten ihre Absicht; und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann also mit dem Quintilian sicher sagen, daß die Werke der prosaischen und poetischen Beredtsamkeit älter sind, als die Regeln dieser Künste; und daß sie, in ihrer Form betrachtet, nur Anleitungen sind, die man aus den Meisterstücken gezogen hat. Aber man kann auch von einer andern Seite be-

haupten, daß die Regeln älter sind, als die Meisterstücke. Sie waren in dem Geiste grosser Männer zugegen, ehe sie redten und dichteten; wie würden wir sie sonst in ihren Arbeiten antreffen können?

Aus dieser Erklärung der Regeln läßt sich ihr Werth schon bestimmen. Sind sie nicht Vorschriften des Eigensinns, sind sie Befehle der Vernunft und der Empfindung, was werden wir denn ohne sie ausrichten können? Wollen wir auf gut Glück in der Beredtsamkeit und Poesie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unsrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Absichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir ohne die Gesetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren und bewegen? Oder will man sich darauf verlassen, daß unser Verstand uns die Regeln bey unsern Arbeiten schon eingeben wird? Ja, die Regeln sind später, als die Werke selbst. Sie sind von den Alten gefunden worden; wir können sie auch finden. Aber sie sind nicht auf einmal, sie sind nicht von einem allein, sie sind durch eine lange Uebung, durch viel Erfahrung entdecket, bewähret und brauchbar gemacht worden. Was hofft ein Verächter

ächter aller Regeln, der nur seinem Genie folgen will? Hofft er nicht, daß ihm das allein glücken soll, was vielen nach und nach kaum geglückt ist? Besitzt er den grossen Geist, den jene besaßen, welche durch ihre Exempel der Welt die Regeln in diesen Künsten entdeckten? Ist er in so glückliche Umstände gesetzt, wie jene, sein Genie zu versuchen, zu üben und zu bilden? Muß er nicht erst den Ausspruch der Welt, oder vielmehr der Klugen erwarten, ob seine Wege die richtigen, ob sie die besten sind? Gesetzt, man könnte ohne Wegeweiser in ein entferntes Land gelangen, wird man nicht sichrer, nicht geschwinder und gewisser die Straßen treffen, wenn man die Kenntnisse, die andre sich erworben haben, zu Hülfe nimmt? Es ist Stolz und Unwissenheit, sich keine Kenntniß der Regeln erwerben mögen. Es ist Undank, sich die Anmerkungen der geistreichsten Männer nicht zu Nutze machen wollen. Es ist Verwägenheit, sich auf sich selbst verlassen, und doch nicht läugnen können, daß die Natur in vielen Jahrhunderten nur wenige, nur etliche Geister hervorgebracht, die sie mit einer ausserordentlichen und göttlichen Stärke des Verstandes, der Einsicht und des Geschmacks begabt hat? Es ist Thorheit, von andern gefundne Schätze nicht gebrauchen wollen, in der Hoffnung, daß man sie auch finden könne. Es ist Einfalt, sich kühn auf das Wasser begeben, und die Anweisung

derjenigen, welche die Erfahrung die Vortheile des Schwimmens gelehret hat, deswegen nicht hören wollen, weil die ersten diese Vortheile auch ohne Anleitung, und auf ihre eigne Gefahr gefunden haben.

Die Regeln der Poesie und Beredtsamkeit lehren uns, wie wir verfahren müssen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, sie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortreffliche Männer in solchen Umständen sich verhalten haben. Sie lehren uns, daß diese ihre Absicht dadurch erreicht haben. In so weit sind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie sind das Echo unsrer eignen Vernunft und die Stimmen der Natur; und sie nicht hören, heißt taub seyn.

Die Regeln der Poesie und Beredtsamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortrefflichkeiten in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unsern Werken beobachten, damit das Auge des Verstandes sich nicht verirre. Sie lehren uns aus Theilen, die sich zusammenschicken, das Ganze erbauen, das die Absicht befiehlt und das Beyspiel der Natur billiget. Sie lehren uns die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit dieser Theile, dem Eckel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit

dieser

dieser Theile, damit sie in das Auge des Verstandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derselben, damit sie der Verstand bemerken, vergleichen, und stufenweise von dem einen zum andern fortgehen könne. Sie lehren uns den Verstand anstrengen, ohne ihn zu ermüden, seine Wißbegierde nähren, ohne sie auf einmal zu sättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unsern Gedanken diejenigen Gestalten geben, in welchen sie sich dem Geiste der Leser und Zuhörer am geschwindesten und tiefsten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenstände wählen müssen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß sie wichtig, neu, lehrreich, anziehend seyn, daß sie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredsamkeit, und Wahrscheinlichkeit und Wunderbares in der Dichtkunst zur Seite haben müssen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter diese Gegenstände vertheilen, unsern Werken nicht zu viel Glanz geben sollen, damit sie nicht blenden; nicht zu wenig Licht, damit sie nicht unkenntlich werden. Sie lehren uns in den Schönheiten Maaß halten, damit wir nicht in Praleren und Ueppigkeit verfallen. Sie lehren uns den Reichthum der Gründe, Gedanken und Ausdrücke, damit wir nicht in Dürftigkeit und Armuth verfallen. Sie lehren uns die Genauigkeit und Feinheit, damit wir das Ueberflüßige, das

Grobe, vermeiden. Sie lehren uns die Farben, die sich zu unsern Gegenständen schicken, die Schreibart, die unsrer Materie, dem Charakter der Werke, ins besondre anständig ist; den Ton, mit dem wir unsre Empfindungen angeben, und in andern erwecken sollen. Mit einem Worte, sie lehren uns die Fehler und Schönheiten des Ganzen, der Gedanken und der Schreibart kennen. Dieses thun die guten Regeln. Braucht man etwas weiter zum Ruhme ihres Nutzens, als daß man ihre Natur, ihre Eigenschaften erkläret? Es sind Anordnungen der Vernunft und Natur, und nicht eigensinnige, oder willkührliche Gesetze der Schullehrer. Die Kunst, mit Popen zu reden, ist die Natur, in eine Methode gebracht*.

Wie weit werden wir es mit unserm Genie bringen, wenn wir es nicht durch die Gewalt der Regel, wie ein muthiges Pferd durch den Zügel, lenken und regieren? Die Regel dient uns bey unsern Arbeiten zum Leitfaden; sie dient uns zur Prüfung, indem wir die Werke verfertigen; sie ist die Richterinn, nach deren Ausspruche wir von den vollendeten Arbeiten hier wegnehmen, dort sie ergänzen, verbessern, umarbeiten müssen. Die Regel, vom Geschmacke angewandt, ist die Kri-

* Those Rules of old discover'd, not devis'd,
Are Nature still, but Nature methodiz'd.

Critic. v. 88.

Kritik. Man habe das fruchtbarste Genie, desto nöthiger wird ihm die Kritik seyn; je leichter eine große Fruchtbarkeit in einen üppigen Ueberfluß ausarten kann. Ein Weinstock, der stark treibt, muß am meisten geheftet und beschnitten werden, damit er die göttliche Kraft des Weines nicht in müßigen Ranken, in unnützem Laube verschwende. Hat es den Oviden, den Senecas, den Lukanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weißen Mäßigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weiß nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler ist; und daß Werke der Beredsamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut** ? Man habe die Fähigkeiten und kenne die Regeln nicht, oder setze sich kühn über sie hinweg; wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lohensteine, und der Sänger der h. Magdalene.

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten wollen; sie sind auch denen unentbehrlich, welche die Werke der Andern lesen, und beurtheilen wollen. Wir werden ohne den Beystand der Regeln und der Kritik tausend Fehler nicht

** For works may have more wit than does 'em good
As bodies perish thro' excess of blood.
Critic, v. 303.

sehen, oder Fehler selbst für Schönheiten halten. Wir werden uns viele Schönheiten ungenossen entwischen lassen, aber nicht alles, was an einer Sache schön ist, genug sehen, genug empfinden. Wir werden vieles als schön empfinden, und es nicht genug schätzen, weil wir die Ursache der Schönheit, die angebrachte Regel, die Feinheit, mit der sie angewandt ist, die Wege der Kunst, nicht genug einsehen. Es ist wahr, es giebt Schönheiten in den Werken des Geschmacks, die sich von allen empfinden lassen. Man liest sie, man hört sie; sie nehmen ein, sie entzücken uns, ohne daß wir die Ursachen wissen. Aber es giebt sanftere Annehmlichkeiten, welche Aufmerksamkeit und Kenntniß der Regeln voraussetzen. Und wie es überhaupt leichter ist, die Fehler einer schlechten Schrift zu bemerken, als die Schönheiten einer guten; so muß derjenige, welcher keine Regeln, oder sie unrichtig versteht, den größten Vortheil des Lesens entbehren, den Vortheil, das Schöne gefühlt und gesehen, geprüft und im Lesen in seinen eignen Geist eingedrückt zu haben. Er wird also seinen Geschmack durch das Lesen, oder durch die Vorstellung schöner Stücke wenig verbessern. Er wird tollkühn urtheilen, und oft dem Mittelmäßigen den Beyfall, dem Vortrefflichen den Tadel zu erkennen. Er wird zwischen

den Mosheimen und Cobern keinen Unterscheid merken, den Oedipus eines Seneca mit eben der Entzückung als den Oedipus des Sophokles lesen. Er wird bey einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen, den la Motte einem la Fontaine vorziehen, den Misanthrop des Moliere für traurig, und die Athalia eines Racine für mittelmässig erklären, die Clarissa aus der Hand legen, blos, weil sie der Mariane nicht gleicht.

Dieses sind die Vortheile der Regeln, die derjenige entbehren muß, der sie nicht kennet, oder sie verachtet. Allein so wahr und groß diese Vortheile sind: so sind sie es doch nur unter einer gewissen Bedingung. Die Regeln können uns weder das Vermögen, noch die Klugheit ertheilen, sie zu gebrauchen. Beydes setzen sie voraus. Traurige Einschränkung! welche die am meisten angeht, die selbst in der Beredsamkeit und Poesie arbeiten wollen; und welche von ihnen am meisten bestärket wird.

Die Regeln geben uns das Vermögen der Beredsamkeit und Poesie nicht: sie sagen nur, wie wirs anwenden sollen. Wie viel Demosthenes und Cicerone, wie viel Xenophonte und Livios, wie viel Homere und Virgile müßten wir haben, wenn die Regeln Redner und Poeten zeugten? Ist es denn etwan so schwer, sich die guten Regeln bekannt zu machen? Ich glaube,

wer in der Beredsamkeit die Vorschriften des Aristoteles, des Cicero, des Quintilian, des Longin gelesen, der kennet das Vortrefflichste in dieser Art. Gehört dazu mehr, als etwas Fleiß und Aufmerksamkeit? Ich glaube, wer die Poetik des Aristoteles, des Horaz Schreiben an die Pisonen, und etliche andre seiner Briefe, sorgfältig gelesen hat, der weiß die vorzüglichsten Regeln der Poesie. Gehört dazu so viel Zeit, so viel Fleiß? Und gesetzt, diese Anweisungen wären für unsre Zeiten nicht allemal helle genug; haben wir nicht Scaligere, Rapine, Daciere, Corneillen, die sie aufklären? Können wir diese nicht nützen? Gesetzt die Regeln der Alten wären nicht vollständig; gesetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeichnungsbuch der Poeten allein; wie bald kann man nicht einen Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-Mard von eben dieser Kunst lesen? Wer fragt diese alten und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo sind denn die vielen großen Redner und Poeten? Wie viel kennen die besten Regeln auswendig! Und wo sind denn die schönen und vortrefflichen Schriften der Beredsamkeit und Poesie? Wurden in Rom die Regeln der Beredtsamkeit allein vom Crassus, Cicero, Hortensius und Cäsar verstanden? Wenn die Regeln beredt machen, sagt Tullius, (und wer kannte den

Werth

Werth derselben besser, als er?) wenn die Regeln beredt machten, wer würde nicht beredt seyn? *)

Man kann die Regeln wissen, man kann sie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und man kann ohne Genie doch nicht weiter als zum Mittelmäßigen durch sie gelangen.

So irrig und schädlich der Gedanke ist: wenn ich weiß, wie eine Sache gemacht werden muß, so kann ich sie selbst machen: so muß er doch zu allen Zeiten seine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher sind die elenden und mittelmäßigen Werke so vieler Scribenten entstanden, wenn sie nicht durch dieses Vorurtheil gebohren worden? Wissen, wie ich den Bogen halten, wie ich mitdem Auge das Ziel suchen und fassen muß, wenn ichs treffenwill; dieses ist einenothwendige Regel. Ich weißsie, ich übe sie aus. Allein ich habe keine Kraft, keine Festigkeit in den Nerven, mein Auge trägt nicht weit genug; ich rücke und verfehle das Ziel bey aller meiner Regel. Dieses ist das Schicksal derer, die ohne Genie, blos unter der Anführung der Regeln sich in das Feld des Witzes und des Geschmacks gewagt haben.

*) Quae (ars) si eloquentes facere posset, quis esset non eloquens? de *Orat.* II. 57.

Schmeichle dich in dem Eingange der Rede bey deinen Zuhörern ein; bereite sie zur Aufmerksamkeit; gib ihnen das Licht, das zur Einsicht in das Folgende nöthig ist. Vortreffliche Regeln! Wodurch erhalte ich dieses? Die Mittel liegen in der Materie, die du wählest, in dir und deinen Zuhörern. Wähle etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige deine Wahl im Eingange von dieser Seite; und du wirst den Zuhörer aufmerksam machen. Weise Vorschriften! Zeige den Zuhörern deine Rechtschaffenheit, deinen Eifer für die Wahrheit, deine Bescheidenheit und deine Einsicht; und sie werden dir gewogen werden. Zeige ihnen das, worauf es am meisten bey der Sache ankömmt, und du wirst sie vorbereiten, daß sie dieselbe desto gewisser einsehen.

Ich übe diese Regeln bey einer Rede aus. Mein Eingang schickt sich zur Sache. Sein Innhalt hängt genau mit der Materie der Rede zusammen. Dank sey es der Regel! Aber der Inhalt meines Eingangs ist mager, ist ausgedehnt; ich konnte ihn nicht schön denken, ich sah nicht, was das Vorzüglichste, das Beste an ihm war; die Armuth, die Mattigkeit meines Geistes ward ihm eingedrückt. Ich erwecke die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer durch die Wichtigkeit meiner Materie, und werde ein regelmäßiger Praler. Mir kommt die Sache wichtig, oder neu vor, und sie ist es doch andern nicht. Ich verblendeter und

sela-

sclavischer Anbeter der Regel! Ich suche die Gewogenheit meiner Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler, ich zeige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit, da ich ihnen einen guten Begriff von meinem Herzen machen will; meine geringe Einsicht zu eben der Zeit, da mir die Regel befahl, ein Vertrauen bey andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweise und ihre Ausführung sind die Seele der Rede. Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich sie finden, daß ich die besten wählen, daß ich sie aus einander setzen, sie deutlich und helle, sie lebhaft und nachdrücklich machen soll.

Ich suche die Quellen der Gründe auf; ich glaube die besten gefunden zu haben; ich will sie durch neue Gründe, durch Ursachen, mit denen sie zusammenhängen, verstärken; ich will das zeigen, was in diesen Sätzen verschlossen ist; ich öffne sie, und stelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäßiger Beweis, meine Rede wird ein zusammengefügtes Ganzes; alle Glieder sind verbunden, und stehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt diesem Körper; er hat keine Seele; er ist starr; er ist nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daß er nicht einnimmt, nicht entzückt. Die Rede beweist, und man fühlt doch keine Kraft davon in

seinem

seinem Verstande; man sieht nur die Figur des Beweises. Die Hauptsätze sind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache ist dadurch nicht gewachsen. Die Rede ist deutlich; aber sie ist auch matt. Die Sachen sind wahr; aber sie sind zu wahr, als daß sie mühselig hätten sollen erwiesen werden. Meine Rede ist vielleicht gründlich; aber sie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienst der Anmuth. Sie ermüdet, indem sie lehret; und weil sie nicht gefällt, lehrt sie auch nicht genug. Die Sachen sind schön, die Einrichtung hat Ordnung; aber Cicero oder Saurin hätte sie ausführen sollen.

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groß, erhaben, pathetisch denken soll, die mir die Eigenschaften dieser Schreibarten erkläret; wenn ich die natürliche Stärke des Verstandes und Herzens nicht habe? Ich will noch mehr sagen, was nützen die besten Beyspiele in diesen Gattungen der Beredtsamkeit, wenn sie derjenige nachahmet, der keine Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der nichts von der edlen Kühnheit, nichts von dem Feuer empfindet, womit man denken muß, wenn man nicht gemein denken will; der das edle, das erhabne Herz, den Gott der Beredtsamkeit, nicht in sich fühlt? Er zwinge sich nur, das Hohe nachzuahmen; er wird es verfehlen, er wird in das Schwülstige und Abentheuerliche

liche gerathen. Er wird große, prächtige Worte wählen, und der Gedanke wird klein und unedel seyn. Er wird lebhaft seyn wollen, er wird Figuren und Metaphern häufen; und diese werden gezwungen, gesucht, verlegen, oder immer einförmig seyn. Er wird pathetisch seyn, er wird die Herzen bestürmen wollen; und ohne Empfindung wird er die frostigsten Ausrufungen mit ohnmächtigen Fragen abwechseln, und seine Zuhörer ein blindes Feldgeschrey hören lassen.

Gilt dieses von der Beredtsamkeit, so gilt es noch weit mehr von der Dichtkunst. Man kann ihre Hauptregeln wissen und ausüben, und dennoch das elendeste Werk hervorbringen. Wie glücklich wären wir, wenn wir hiervon weniger Zeugen aufzustellen hätten; wenn es nicht so wahr wäre, daß die erste Regel in der Poesie diese sey: Man muß Genie haben! Der Abt von Aubignac hatte die besten Regeln des Theaters aus den Alten gesammelt, und sich den Beyfall der Kenner dadurch erworben. Er schrieb eine Tragödie, schrieb sie nach den Regeln, und es ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regeln, vom Genie verlassen, euch hat das Theater die gesetzmäßigen Trauerspiele und Lustspiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts sorgfältig beobachtet, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meisterlich eingetheilet, in welchen iede

Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrscheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Personen sich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben ist. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der schöpfrische Geist gemangelt, eine große sonderbare, anziehende Handlung, heroische Charaktere, starke Leidenschaften, Reden, die der Würde der Personen, der Sache, der Poesie gemäß waren, zu bilden? Ihr mordet und tödet auf dem Theater; und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig den Ausgang zu wissen. Was sollen eure Auflösungen? Sie überraschen, sie bestürzen uns nicht. Sollen wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; sie reden, wie sie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; sie schreyen, sie declamiren. Wir wollen die Natur der Menschen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verschönerte Natur sehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnlichen Ruhe entrissen seyn; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergießen, und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen, oder einschlafen? Ihr zeigt uns Personen, die wir nicht lieben und hochachten können; und wir sollen an ihren

Schicksalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böse Charaktere, und macht sie so abscheulich, daß wir sie nicht sehen mögen? Ihr kennt das menschliche Herz nicht. Alle eure Regeln sind die Schönheit des Theaters nicht. Habt Genie und Geschmack, habt einen grossen Geist, einnehmende Handlungen und Charaktere zu schaffen, und auszuführen; alsdenn schreibt nach Regeln; alsdenn vermehrt die Anzahl der glücklichen theatralischen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln schreibt, der ist ein Poet! Helfen sie doch den Autoren dieses Vorurtheil benehmen, meine Herren, Sie werden sich sehr um den guten Geschmack und um die Ehre Ihres Vaterlands verdient machen. Es werden sich alsdenn weniger Poeten auf die Bahn des Heldengedichtes, welche durch große Genies bey uns geöffnet worden, unrühmlich wagen. Unfruchtbares Griechenland und Latien! Ihr hattet nur einen Homer nur einen Virgil. Aber Deuschland, unser Vaterland zählt in einem Jahrhunderte so viele Homere, so viele Virgile. Italien kennt nur einen Tasso, und lobt ihn nicht stets. England triumphiret nur mit einem Milton; und bewundert ihn nicht immer; hat nach dem Milton nur einen vortrefflichen Glover! Aber wir — o wie glücklich sind wir!

Hat la Motte etwan die Regeln der Fabel nicht verstanden? Aber warum sind seine Fabeln

so

so wenig anziehend? Warum ist er kein la Fontaine? Weil uns die Regel das Dialogische, das Anmuthige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig, und den andern nicht? Weil la Fontaine Natur, und la Motte nur Kunst ist; weil man die Kunst ausüben kann, ohne zu gefallen.

Auch wenn wir Genie haben, ist der Nutzen der Regeln noch sehr eingeschrenkt. Sie sind allgemein und unvollkommen. Sie lehren uns zwar, was wir überhaupt thun sollen; aber nicht wie viel und wenig in iedem Falle. Der Gebrauch, wird durch unsre Einsicht, durch unsern Geschmack bestimmt

Nehmen Sie nur etliche der allgemeinen Regeln. Nicht iede Rede braucht einen Eingang. Wer sagt mir, ob diese, oder jene einen verlangt? Mein Genie zeigt mir mehr als einen. Wer sagt mir, welches der beste ist? Was heißen die Regeln: man richte sich nach den Umständen der Zeit, des Orts, der Personen; man rede seiner Materie gemäß? Ich thue es, ich setze mich in alle die Umstände. Die Sachen und Gedanken entstehen durch die aufmerksame Betrachtung meines Gegenstandes; aber wer entdeckt mir, ob meine Gedanken gut sind? Wie soll ich die rechte Wahl treffen? Die Spracheentsteht mit meinen Gedanken; ich will natürlich und leicht, ich will lebhaft, ich will nachdrücklich

spre-

sprechen. Wer sagt mir, ob ichs an dieser Stelle gethan habe? Ich erkläre; sollte meine Erklärung auch etwan zu tiefsinnig, zu mühsam seyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müssen? Ich beweise; meine Gründe sind gut. Ich will sie ausbilden. Mein Verstand giebt mir gewisse Sätze, meine Belesenheit giebt mir Beyspiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieses ungezwungen zusammen fügen? Vielleicht sollte ich diesen Beweisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht schwächt ihn die Erweiterung. Wer sagt mir dieses? Ist mein Beweis an diesem Orte nicht nur strenge, sondern auch helle genug: oder gleicht er den alten Waffen, die zwar fest aber auch voll Rost sind? Dieser Beweis ist an und für sich gut; aber ist er hier in dieser Form nöthig? Ich will die Affekten bewegen. Sind meine Leser, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun? War in der Mitte nicht auch eine bequeme Gelegenheit? Verträgt mein Inhalt die Leidenschaften?

Man nehme die Regel: Was zu viel ist, ist eben sowohl ein Fehler, als was zu wenig ist. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Eingange zu viel gesagt? Habe ich die Bescheidenheit übertrieben; oder habe ich meinem

nem Charakter und dem Charakter der Personen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerksamkeit ersiegt, oder erbettelt? Habe ich zu stolz von mir gesprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie, bin ich hier auch zu weitläufig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenstand sichtbar machen. War dieß die beste Art? Habe ich die vorzüglichsten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Ist zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieser Stelle länger aufhalten, oder soll ich fort eilen? Und wie soll ich geschickt zu dem Folgenden übergehen? Ist hier etwan zu viel Schmuck und dort zu wenig? Uebertreibe ich auch das Pathetische? Ist dieß die rechte Schreibart, die sich für meine Materie schickt? An jenem Orte durfte ich nur deutlich seyn; aber werde ich hier nicht zu lebhaft? Verschwende ich die Figuren? Verlangt die Sache nicht einen gelinden Ton? Wähle ich die Sprache zu wenig, oder zu sehr? Bin ich richtig und genau in meinem Ausdrucke, ohne karg und dürftig zu seyn? Bin ich lebhaft und prächtig, ohne üppig und pralerisch zu seyn? Gewinnt das, was ich zum Vergnügen anbringe, die Gestalt des Nutzens in meiner Rede, und befördert es den Nutzen; oder ist es nur

ein Ueberfluß meines Witzes, der von meiner Eitelkeit und nicht von der Sache erzeugt wird? Bin ich mannigfaltig genug in der Einrichtung und Ausführung, in der Stellung meiner Beweise und Gedanken? Ist mein Ausdruck zu einfärbig, oder ist er zu bunt? Soll ich diesen Gedanken schonen, ihn nur halb, oder ganz sehen lassen? Ist er nicht in dieser Gestalt zu nachläßig, und in jener zu geputzt? Ist dieser Period, dieser Wohlklag, nicht zu künstlich? Ist in meiner ganzen Rede, oder in meinem Gedichte die Genauigkeit mit der Ungezwungenheit verbunden? Scheint es, als ob ich nichts anders, und doch auch nichts bessers, als ob ichs auf keine andre Art, in keinem andern Zusammenhange, mit keiner andern Sprache hätte sagen sollen; oder merkt man die Kunst auf Kosten des Natülichen, an diesem oder jenem Orte? Wer löst mir alle diese Fragen auf? Vermögen das die Regeln? Muß nicht meine Materie die Regeln erst rechtfertigen? Wer sagt mir dieses? Wer bewahret mich vor den Abweichungen auf diese oder jene Seite? Wer warnet mich, daß mich die Regeln nicht zu Fehltritten verleiten? Der Geschmack, eine richtige, geschwinde Empfindung, vom Verstande gebildet. Dieser Geschmack begleitet den Redner durch die verschiedenen Scenen der Beredtsamkeit. Er warnet ihn nicht zu viel zu wagen. Er ermuntert ihn, sich

zu rechter Zeit zu erheben. Er lernt ihn die große Kunst der Schreibart, die Kunst, zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir diese Empfindung nicht, haben wir sie nicht durch Uebung gestärkt, nicht durch das Lesen und die Betrachtung vortrefflicher Schauspiele geschärft: so können wir bey unserm Genie in die größten Fehler verfallen. Man muß als Redner und Poet Verstand und Einbildungskraft haben; eins braucht des andern Hülfe, wie Mann und Weib, sagt Pope. Aber wie oft sind Verstand und Einbildungskraft, gleich ihnen, mit einander im Streite*! Wer vereiniget sie? Der Geschmack, die Einsicht des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr die Beyspiele, als die Regeln.

Darf ich alles dieses mit dem Ausspruche eines der größten Kenner und Lehrer der Beredtsamkeit beweisen? Nicht alles, sagt Quintilian**, was

*— wit and judgment often are at ſtrife,
Tho' meant each others aid, like man and wife.
Crit. v. 82.

* *Inſtitut. Orator.* L. VII c. 1. Tradi enim omnia, quae ars efficit, non poſſunt. —Quaedam vero non docentium ſunt, ſed diſcentium. Nam & medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum ſit, quid quibus ſignis providendum, docebit. Vim ſentiendi pulſus venarum, caloris motus, ſpiritus meatum, coloris diſtantiam, quae ſua cujusque ſunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis & cum cauſſis de-

was die Kunst ausrichtet, kann gelehret werden. Der Arzt wird seine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer jeden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man sehen muß, an was für Kennzeichen man sie bemerken kann. Aber die Geschicklichkeit, die Schläge des Pulses, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aendrung der Farben und der Mine, die bey iedem verschieden sind, zu bemerken, dieses wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meisten Rath bey uns selbst suchen, und erwägen, daß die Menschen die Kunst eher erfunden und ausgeübt, als gelehret haben.

Die besten Regeln in der Poesie sind allgemeine Lehren. Sie reichen nicht bis an die besondern und einzelnen Fälle, die dem Genie in der Arbeit aufstoßen. Ich weiß, um nur eine Erläuterung zu geben, was in dieser Gattung der Gedichte überhaupt gut ist; aber ein Umstand bey meiner Materie macht mich ungewiß, wie ich itzt ins besondere verfahren, wie ich ihn mit der Regel vereinigen soll. Wer soll den Ausspruch thun? Ich. Wer giebt mir die Klugheit, das Allgemeine der Regel zu bestimmen? Ich muß sie durch eine sorgfältige Betrachtung von meinem eignen Gegenstande erlernen. Ich muß das, was bey dieser Gelegenheit schön, oder fehlerhaft ist

empfinden. Daraus muß ich den Sinn der Regel einschränken und die Schritte abmessen, die ich allhier thun soll. Die Regeln der Poesie gleichen einer allgemeinen Karte eines Landes. Diese zeigt mir seine Gränzen, die vornehmsten Plätze, Flüsse und Straßen. Ich reise nach ihrer Anweisung von dem einen Orte zum andern. Ich kenne die Hauptstraße; aber ich treffe Nebenwege auf meiner Reise an. Ich frage die Karte; sie sagt mir nichts. Hier ein Wald, dort eine sandigte Einöde! Wie werde ich den Weg finden? Hier ein Morast! Ich muß ausweichen. Ich kann mich verirren. Hier ist ein Bach angelaufen; er ist gefährlich, ich muß den Weg ändern. Wer giebt mir in diesen Fällen das Licht, die Entschließung, den Muth, den ich nöthig habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poesie verlangt seine eignen Regeln. Ich habe eine Komödie verfertiget; sie gefiel. Ihre Einrichtung, ihre Verwickelung, ihre Auflösung waren schön, und ihre Charaktere trefflich. Ich entwerfe eine andre. Meine Handlung verträgt die vorige Einrichtung nicht. Ich muß einen andern Weg gehen. Werde ich ihn glücklich treffen; und wie? Jenesmal zeichnete ich das Gemälde des Geizigen. Ich setzte ihn in die vortheilhaftesten Umstände. Itzt will ich den

Schwätzer

Schwätzer schildern. Mein Gegenstand ist anders; ich muß sie wahrscheinlich machen. Welches wird die beste Einrichtung seyn? Mein Inhalt ist anders beschaffen; ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Ist dieses in den Arbeiten Einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verschiednen Gattungen der Gedichte wahr seyn! Dort war ich komisch; hier soll ich tragisch reden. Dort foderte meine Erfindung Ernst und Nachdruck; hier verlangt sie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majestätischen Tone einer Heldenode; itzt soll ich in der einfältigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem scherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie sprechen lassen.

Die Regeln lassen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, sie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen, zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, sie anzubringen, kann sehr oft eine Ursache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengstliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu sehr an die Regel und diese Anstrengung, diese Mühe, prägt sich unvermerkt den Arbeiten selbst mit ein. Sie haben, wenn ich so reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus gesun-

dem Blute und aus guten Säften entsteht; aber die Mine ist nicht frey, nicht gefallend genug; sie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildsäule kann regelmäßig und doch ohne Leben seyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu sehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geistes, das zu dieser oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir die Regel um Rath fragen. Wir halten den Geist in seiner Kühnheit auf, weil wir unvorsichtig den Zügel rücken. Wir sollten itzt von unserm Gegenstande allein erfüllt seyn, ihn allein denken und empfinden; wir sollten uns vergessen; und seht, die Furcht, einen Fehler zu begehen, die Begierde, der Regel zu folgen, stört uns in der glücklichsten Verwägenheit. Die schönen Vorstellungen, die wieder neue gezeugt hätten, mußten einige Zeit unterbrochen werden, bis wir berathschlaget hatten. Wir sind nunmehr einig; aber wir sind auch darüber matt worden. Die vorigen Gedanken haben sich verloren; wir suchen sie vergebens wieder, und setzen an ihre Stelle die Frucht des Fleißes und der Kunst, da jene das Werk des Genies und der Natur gewesen seyn würden. Um gar nicht zu fehlen, verfallen wir in den Fehler, niemals bis zur Bewunderung schön zu seyn. Und wie oft erfahren

nicht

nicht diejenigen, die arbeiten, daß in den Werken des Geschmacks das Schönste, nämlich das Natürliche der Gedanken und der Sprach, ohne ihr Suchen, komme, und daß die Regel das Wenigste dazu beygetragen habe! Es giebt tausend Schönheiten eines Werks, die durch keine Regeln erkläret, oder gelehret werden können, und für die wir keine Namen wissen. Unser Genie zeugt diese Kinder der Anmuth; aber die Kunst, gleich einer tyrannischen Mutter, erstickt sie nicht selten in der Geburt, weil sie ihnen keinen ehrlichen Namen nach den Regeln zu geben weiß. Eben dieses widerfährt uns auch bey der Beurtheilung fremder Werke der poetischen oder prosaischen Beredtsamkeit, wenn wir uns den Regeln zu sehr ergeben. Wir verwerfen oft eine Schönheit, weil wir die gemeinen Regeln nicht beobachtet finden; und halten etwas schlechtes für schön, weil die Regel äusserlich beobachtet ist. Wie oft haben nicht die Regeln unglückliche Kunstrichter gemacht! Der Autor schrieb und drückte das Bild von dem idealischen Schönen, das sein hoher Geist ihm entworfen hatte, aus. Der Kunstrichter, der in seinem eingeschränkten Verstande das Original nicht antrifft, nach welchem dieses Gemälde entworfen ist, schilt es unnatürlich, behauptet, daß es wider die Regel sündiget, und sieht,

aus blindem Gehorsam gegen die Regeln, die Erweiterung der Gränzen in dem Gebiete der Schönen als eine Verheerung an. Er legt seine poetischen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meisterstücks zum Grunde, und wo er diese nicht getreu beobachtet findet, glaubt er sich im Gewissen verbunden, einen großen Geist für einen Pfuscher zu halten, um nicht selbst diesen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle diese Betrachtungen sollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müssen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten; es ist also nothwendig, daß man sich dieselben bekannt mache. Man kann sie wissen, und doch nicht im Stande seyn, sie auszuüben; man muß sie also anwenden, und ihre geheime Kraft zuerst an den Versuchen der Meister, an schönen Beyspielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorschriften seine Gedanken entwerfen, und sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weiß, daß man ihn in diesem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wissen, man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man sie in der Form auszuüben weiß; und man kann immer noch mittelmäßig schreiben, und elend urtheilen, wenn man

von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieses muß uns bey unsern Unternehmungen behutsam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unsern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wissenschaften der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln noch übel anbringen. Wir müssen also durch gute Beyspiele, durch vernünftige Kritiken, die Geschicklichkeit, sie anzuwenden, in uns verstärken, und unsre Ausarbeitungen den Verständigern zeigen. Ihre Anmerkungen müssen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Kritiken, durch das Lesen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der Wissenschaften, unser Verstand genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es ist, daß die Regeln uns nicht das Vortreffliche in der Beredtsamkeit geben, so können sie uns doch das Einträgliche gewähren; und da wir so viel geistliche Redner nöthig haben, so müssen wir auch mit solchen zufrieden seyn, die keine Saurine, keine Mosheime sind; denn die Natur bringt nur wenig große Geister hervor. Aber wir müssen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unsre Art zu denken deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen kön-

nen. Je mittelmäßiger die Gaben sind, die wir zu einem Redner besitzen, desto mehr müssen wir das vermeiden, was sie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbesserung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grausamer umgehen. Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht sie gar nicht*. Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es ist die größte Wohlthat für sie wenn man sie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem sie sich hier lächerlich machen würden. Ich weiß wohl, daß die Sucht der Poesie eine Krankheit ist, die sich so leicht nicht heilen läßt; aber eine strenge Kritik, mit einer Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn sie auch fruchtlos wäre.

Aber die Rede ist ja nicht das einzige Werk der Beredsamkeit. Briefe, Geschichte, moralische Betrachtungen, Romane, gehören auch in ihren Umfang. Hat man Genie zu diesen Gattungen

der

* hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi - -
mediocribus esse Poetis
Non homines! non Dii, non concessere columnae.
Hor. A. P. v. 367.

der Beredsamkeit, oder zur Dichtkunst; hat man die Regeln gefaßt: so sey man dennoch sparsam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den ersten Jahren steht. Man verderbe die Zeit nicht mit vielen Versuchen. Man nähre seinen Verstand mehr durch das Lesen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrsamkeit aus der Geschichte, aus der Natur, aus der Philosophie. Die Uebung ist unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als sein Genie, sein ungebautes Genie, ausschreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld aussaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachem Wucher zu tragen. Ein wenig Wissenschaft, ein wenig Gelehrsamkeit, ruft uns Pope * zu, ist eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder kostet den Pierischen Quell gar nicht. Ein solcher Trunk berauscht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.

* A little learning is a dang'rous thing;
Drink deep, or taste not the Pierian spring:
There shallow draughts intoxicate the brain,
And drinking largely sobers us again.

Critic. v. 215

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredtsamkeit, davon sich ein gutes Theil auch auf die Poesie anwenden läßt, vorgetragen. Da die Kenntniß der Regeln nöthig ist: so habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anders mein Vortrag der richtige gewesen ist. Aber das Meiste bleibt Ihnen selbst überlassen. Die Ehre, wenn Sie große Poeten, oder Redner werden, ist Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewiesen, die Sie betreten sollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie lesen, was Sie lesen, wie Sie arbeiten und beurtheilen sollen. Der Fleiß der Anwendung ist Ihre. Doch dieser Fleiß ist eine Beschäfftigung, die sich nicht auf ein Collegium, nicht auf ein kurzes Jahr, einschränken läßt. Ich sehe Sie durch Ihr ganzes Leben glücklich darinnen fortfahren; und wie zufrieden würde ich meine Vorlesungen schließen, wenn ich wüßte, daß ich Ihnen so sehr genützt hätte, als es meine Absicht gewesen ist! Wenigstens hoffe ich, daß ich Sie in dem Vorsatze bestärkt haben werde, Ihr Genie nie anders, als zur Ehre der Wahrheit, zu einem unschuldigen und nützlichen Vergnügen, zur Ausbreitung des guten Geschmacks und guter Sitten anzuwenden. Ich kann mir nichts schrecklichers vorstellen, als einen witzigen Scribenten, der auf seinem Todbette alle das Unheil, das Verderben

der Gemüther übersieht, das seine dem Inhalte nach unerlaubten, und der Schreibart nach, vortrefflichen Schriften, itzt und in vielen Jahrhunderten noch stiften werden. Und wie glücklich muß der Autor seyn, der am Ende seiner Tage den seligen Gedanken mit in die Ewigkeit nehmen kann, daß er noch Jahrhunderte hindurch der Unterricht und das Vergnügen der Welt seyn wird! Diejenigen, meine Herrn, welche die Gaben zum Schreiben nicht von der Natur empfangen haben, müssen sich beruhigen, daß sie andre mit Geschmacke lesen, beurtheilen, und also nützen können. Sie müssen sich damit trösten, daß man ein nützlicher und rechtschaffner Mann seyn kann, wenn man gleich kein Redner und Poet ist; daß es eine größre Ehre ist, eine Sache, die man nicht von uns fodert, nicht zu thun, als sie mittelmäßig zu thun; daß die Welt nur wenig große Geister, aber desto mehr von der mittlern Gattung nöthig hat. Sind wir zur Beredtsamkeit von Natur geschickt: so wollen wir nie vergessen, daß ein großer Redner sich auch eine große Gelehrsamkeit erwerben, täglich seinen Verstand mit Wahrheit nähren, die Welt und das menschliche Herz sorgfältig studiren, daß er bald durch Lesen, bald durch Schreiben seinen Geist üben muß. Haben wir ein Naturell zur Poesie, so wollen wir uns täglich sagen, daß ein Poet ohne

Wis-

Wissenschaft nie groß werden wird; daß er eben so wohl, als ein Redner, die Philosophie wohl fassen, und sich mit tausend nützlichen Kenntnissen aus der Natur bereichern muß, wenn er seinem Genie aufhelfen will. Die Wollust der Poesie zieht uns gar zu leicht von dem Fleiße ab, den wir andern Arbeiten schuldig sind; um desto mehr müssen wir über unsre Neigung wachen, und bedenken, daß wir nicht ewig Poeten seyn können, wenn wir auch wollten; daß es wenig ist ein schöner Scribent zu seyn, daß man auch ein Mann für Geschäffte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtschaffner Mann seyn, und durch ein edles Herz eben so wohl seine Sitten, als seine Gedichte, lehrreich und angenehm machen muß. Und wie viele sind unglücklich geworden, weil sie mit Gewalt Poeten seyn wollten!

Endlich nehmen sie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerksamkeit schuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit, und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Ende des zweyten Theils.

Verzeichniß

der in dieser Sammlung enthaltenen Stücke.

Erster Theil.

Fabeln und Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene. S. 109
Die Bienen. 111
Der Held und der Reitknecht. 113
Die Lerche und die Nachtigall. 114
Der Knabe und die Mücken. 115
Die Wachtel und der Hänfling. 117
Der Hochzeittag. S. den Tadler, im zweyten Bande, N. 82. 118
Die Elster und der Sperling. 121
Der Geheimnißvolle. 123

Die

Die Lerche. 123
Die beyden Wandrer. 124
Das Glück und die Liebe. 127
Der Affe. 131
Die Wittwe. Ein Märchen. 132
Der junge Krebs und die Seemuschel. 136
Das Kind mit der Scheere. 138
Die Affen und die Bären. 140
Der Leichtsinn. 142
Der reiche Geizhals. 143
Das Testament. 145
Crispin und Crispine. 146
Der Jüngling und der Greis. 151

Oden.

Die Freundschaft. 152
Der Ruhm. 156

Ein Schäferspiel.

Das Band; nebst einem Vorberichte. 160

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Die Lerche 207
Der Schäfer und die Sirene. 223
Der Sperling und die Taube. 241

Register.

Zweyter Theil.

Abhandlungen und Reden.

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen. 255
Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede. 277
Betrachtungen über die Religion. 298
Von den Fehlern der Studirenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien. Eine Rede. 318
Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens. 350
Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und der Poesie erstrecke. Eine Rede. 361

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott, 1715-1769

Sammlung der sämmtlichen Schriften

Bd.: 2

Wien 1765

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 121-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341675-7
VD18 80468241-001